

Illustrierte Frauen-Zeitung

Ausgabe der „Modenwelt“ mit Unterhaltungsblatt.

Nr. 21, Erstes Blatt.

Monatlich zwei Nummern.
Vierteljährlich 2½ M. = 1½ Gold.

→ Berlin, 1. November 1885. ←

(Ausgabe mit allen
Kupfern: 4½ M. = 2 Gold. 55 Kr.)

XII. Jahrgang.



Dr. Susanne Ruhmstein

G. H. W.

Die Braut.

Eine Künstler-Novelle von Adolf Mühlburg.

Mit Abbildungen von Anton von Werner.

(Schluß.)

8.

Die Höhe hatte in den letzten Tagen noch zugenommen. Jetzt begann sie mit fast unerträglichem Druck auf den sonst so frischen und kühlen Höhen der Harzberge zu lasten. Kein Hauch regte sich; die Luft schien zu summern. Alles, Mensch, Thier und Pflanze, schüttete sich nach einem Gewitter. Aber wortlos spannte sich das cherne Blau des Himmels von den dunklen Bergeshöhen bis in die weite Niederung, deren Horizont in einem röthlichen Dunst verschwand.

Fritz Olbers verließ kaum noch den kühlen Keller des Bärenwirths oder die schattige Laube am Eingange der Kellerthür. Da er sich von aller Welt, leider auch von Reinhold, vernachlässigt sah, wie er wenigstens glaubte, so hatte er sich anfangs ganz wieder der Jagdpassion ergeben und war täglich mit einem Unterförster in den Wald gewandert, wo es freilich jetzt nichts zu jagen gab, als Raubvögel und kleines, vierbeiniges Raubgeindel, dem schwer beizukommen war. Die steigende Höhe hatte aber auch diesem strapazirenden Vergnügen ein Ende gemacht, und der Landschäfer beschränkte sich darauf, unglaubliche Quantitäten kühlen Bieres, wohl auch Weines, zu vertilgen.

Reinhold und Fritz trafen sich nur noch des Morgens, und dann waren Beide verstimmt und sprachen kaum noch mit einander. Dagegen war Reinhold jetzt auf dem Schlosse ein ständiger Gast. Des Rentmeisters anfängliche Abneigung hatte sich in eine Vorliebe verwandelt, die man bei einem so ernsten Manne fast Schwärmerei nennen konnte; das gemüthliche, herzliche Wesen des Künstlers hatte den gestrenge Herrn vollständig bezaubert. Frau Evers theilte diese Vorliebe. Und Marie? Nun, was Marie fühlte und dachte, das läßt sich schwer sagen, da sie es selber nicht wußte. Aber Jeder konnte sehen, daß ihre Augen aufleuchteten, wenn Reinhold in das Zimmer trat, und daß ihr Lachen nie so fröhlich geflungen, als bei seinen Scherzen. Freilich, wenn Reinhold spät am Abend ging, dann saß sie still und ernst, das Gesicht träumerisch, wohl gar traurig, — und Vater und Mutter fragten nicht, was ihr sei; Beide ahnten, was in des schmucken Töchterleins Herzen vorgehe.

Ja, diese lebenslustigen, frischen Kinderaugen, dieses fröhliche, helle Lachen, sie hatten es Reinhold angethan; und es ließ sich immer wieder ein Vorwand finden, hinauszugehen nach dem Schlosse, Herrn von Rheineck zu besuchen und daneben „bei Rentmeisters“ vorzusprechen, um nachzuheischen, ob das Thonmodell auch keinen Schaden gelitten, oder um noch eine Kleinigkeit „nach der Natur“ am Haar, an der Stirn, an den Falten der Krause zu ändern. Und dann kam die Einladung zum Mittagessen, denen Spazierfahrten folgten; — war es ein Wunder, wenn ganz Wallenburg von einer baldigen Verlobung sprach, und wenn man Georg Meißner nirgends mehr sah?

Herr von Rheineck machte kein freundliches Gesicht, wenn man ihn fragte, wie es da oben zwischen dem Bildhauer und Rentmeisters stehe. Er erklärte das Alles für Spaß; der Bildhauer sei ein prächtiger Mensch, der wohl gefallen müsse. Aber nun sei die Aufgabe beendigt, die Thonbüste fertig; Herr Geiger bringe noch einige Tage in Wallenburg zu, weil er freie Zeit habe und sich hier amüsire, werde aber spätestens Ende des Monats abreisen.

Rheineck sagte damit allerdings genau das, was er von dem Künstler selbst erfahren. Aber sprach dieser denn aufrichtig? Sagte er die Wahrheit, wenn er von seiner baldigen Abreise sprach, oder wollte er damit nur den Fragen wegen seines längeren Bleibens zuvorkommen? Es war in den letzten Tagen etwas Unruhiges über den jungen Mann gekommen; seine sonst so flaren, offenen Augen glühten in einem unruhigen Feuer; sein Wesen hatte etwas Unstütes, seine Lustigkeit war nicht mehr dieselbe ungezwungene, aus einem leichten Herzen strömende, wie in den ersten Tagen. Es ging etwas Schweres, Gewaltiges in ihm vor.

Reinhold hatte auch an diesem heißesten aller heißen Tage in der Familie des Rentmeisters zu Mittag gegeben. Er war stiller gewesen als sonst, hatte es auf die große Höhe gehoben und war dann, wie verabredet, zu dem Adjutanten gegangen, der ebenfalls im Schlosse, auf dem nördlichen, kühlisten Flügel, wohnte. Rheineck hatte jedoch unerwartet Besuch erhalten, und so empfahl sich der junge Künstler bald wieder und wollte in sein geliebtes Rentmeister-Haus zurückkehren, als er den Forstdjuncten über den äußeren Hof zum Rentamt schreiten sah. Der junge Mann war ihm nur einmal

in der Familie begegnet, und zwar in dem Augenblicke, als Reinhold kam und Jener ging; die Vorstellung war also eine ganz kurze und flüchtige gewesen. Reinhold stand mitten auf dem Hofe vor einem alterthümlichen Brunnen still und betrachtete denselben. Er sah den Adjuncten in das Rentamt gehen und änderte seinen Entschluß. Weshalb, wußte er selbst nicht. Es war ihm eigen zu Muthe. Er verließ das Schloß, ging neben der Mauer auf dem Walle entlang, der dasselbe umgab, bis zum Schloßpark, durchschritt denselben und setzte sich dann an einer einhommen Stelle unter einer mächtigen alten Linde auf eine Bank. Hier war es, wenn auch nicht kühl, — denn die Schwüle strömte aus allen Poren der Natur, — doch wenigstens schattig, und vor Allem konnte er hier ganz still und ungestört seinen Gedanken nachhängen.

Dieses Plätzchen hatte ihm gestern erst Marie gezeigt und als ihr Lieblingsplatzchen bezeichnet. Es war ein Ort, wie geschaffen zu traulichem Geplauder, aber auch zur Einkehr in sich selbst. Und diese Einkehr wollte er halten; deshalb war er hierher gegangen.

Durch den tießen Schatten rings um ihn her blieb mir hin und wieder ein schweres, röthlich gefärbtes Streiflein Sonnenlicht; kein Vogel sang; in der Ferne fiel mit eintönigem Murmeln der schwache Strahl einer Quelle in ein kleines Bassin. Das Herz war ihm voll, der Kopf schwer.

Weshalb weilte er hier noch, obwohl Marie Evers nicht diejenige war, die er so sehnlichst gesucht, — seine „Braut“? Weshalb hatte er noch Niemand ahnen lassen, daß sie es nicht sei, und erst noch gestern Rheined gebeten, nichts zu verrathen? Weshalb hatte er nicht einmal gefragt, wer denn wohl die Andere gewesen sein könnte, — das lang ersehnte, so plötzlich gefundene und dann wieder entschwundene Urbild seiner „Braut“? War er seinem Ideal untreu geworden? Hatten seine Träume sich in anderer Gestalt verkörperzt, und verzichtete er darauf, einem unerreichbaren Phantom nachzujagen? Was wollte er denn hier? Wollte er diesem schönen Mädchen und den Eltern seine Liebe gestehen und um Mariens Hand bitten?

Nein, er wollte es nicht! Deutlich und klar lautete die Antwort aus seinem tiefsten Innern: Nein! Noch hatten seine idealen Träume nicht vor der Wirklichkeit Platz gemacht; noch konnte er das geahnte Ideal der Zukunft nicht der verlockenden Frische der lebendigen Gegenwart opfern. Schön war dieses Mädchen, beherrschender vor Bielen, — aber sie, die er suchte, die er im Herzen trug, war es nicht. Nicht nur die äußeren Züge jenes traumhaften Gebildes seiner Künstlerseele trug sie nicht, — auch ihr Wesen, ihr Inneres war ein anderes, wie er meinte.

Was also wollte er hier? Tändeln, spielen, ein gefährliches Feuer schüren, sich dem Genusse des Augenblicks hingeben und dann den Rücken lehnen, unbekümmert um das Unheil, das er vielleicht, — nein sicher! — hinter sich zurückläßt? War dies das Ende seiner Fahrt, die er so froh, aber auch mit so frommem Vertrauen auf glücklichen Erfolg angetreten?

Fort! Fort! rief es ihm mit tausend Stimmen zu. Bleib er hier, so verlor er auch sein Kunst-Ideal, so wurde er ein Anderer, als er gewesen. Fliehe! Fliehe! riesen Ehre, Gewissen und Künstlerbewußtsein. Und doch war Scheiden so schwer, unmöglich schwer! Ja, wenn es dort drüben gestanden hätte, sein Ideal, und ihn mit den geträumten Blicken zu sich hinübergezogen, — nicht einen Augenblick hätte er gezögert! Aber wo war sie? Lebte sie, und wenn sie lebte, lebte sie für ihn? Was ihn hier hielt, war lachendes Leben, sonnige Landschaft; — und er sollte sich abwenden und weiter wandern? Er sollte sich später selbst einen Thoren, einen Träumer schelten, der die schwelende Rose verichern möchte, weil er eine blonde Blume im Herzen trug, die es wohl nimmer auf der Welt gab?

Fliehe! fliehe! Bleibe! bleibe! rief es wieder in ihm, wie schon seit Tagen, nur stärker, gewaltiger, als je, und es war, als ob das Blut in seiner Brust in zwei wilden Wogen gegen einander ströme. Da erinnerte er sich jenes ersten Tages seiner Harzwanderung, als er von Suderode aus in der Morgenfrühe das rothe Gestein hinaufgestiegen, auf dem oberen Wege zur Lauenburg. „Treu im Streben, rein im Leben!“ Lang es ihm wie Glockenton herüber aus jener Morgenandacht, die er dort gehalten. Und fort! rief es abermals in ihm. Vorwärts! Du mußt sie finden, Du wirst sie finden!

Er war, seiner selbst unbewußt, aufgesprungen; helle Tropfen perlten auf seiner geröteten Stirn. Ein schwerer Kampf war es gewesen, aber er hatte ihn ausgetragen. Da sah er vor sich eine schlanke, jugendliche Männergestalt. Zwei tiefblaue Augen blickten ihn so ernst, wehmütig, vorwurfsvoll und mahnend an, — o, es lag mehr noch in diesem Blicke, schwer zu sagendes! Reinhold erschrak fast. Er hatte den Forstdjuncten nicht bemerkt, als dieser in tießen Gedanken durch den Park kam, dann den Künstler im Schatten der Linde

erblickte, einen Moment zögernd still stand und sich ihm dann näherte.

„Ich störe Sie, Herr Geiger,“ sagte der Adjunct mit tiefer, trauriger Stimme, „und doch drängt es mich, einige Worte mit Ihnen zu reden. Man hat mir gesagt, Sie seien ein Ehrenmann. Wollen Sie mir versprechen, daß das, was ich Ihnen zu sagen habe, unter uns bleibt?“

Reinhold neigte zum Zeichen der Bejahung den Kopf, deutete einladend auf die Bank und setzte sich zugleich mit dem Adjuncten.

„Wir haben uns nur einen Augenblick gesehen,“ sagte der junge Forstmann, „und doch muß ich mit Ihnen über etwas sprechen, das ich selbst meinem besten Freunde nicht anvertrauen würde. Herr Geiger, — ich liebe Marie Evers, so lange ich denken kann, und sie liebt mich auch. Sie sind plötzlich zwischen unser Glück getreten, — ich sage absichtlich: unser Glück. Denn Marie würde mit Ihnen nicht glücklich sein, auf die Dauer nicht! Sie fühlt sich jetzt durch Ihre Aufmerksamkeiten geschmeichelt, geblendet; sie liebt das Neue, aber ihr Herz ist rein und treu. Sie würde es doch nimmer vergessen, daß sie mir mit Hand und Mund gelobt, mein zu ihm. Gabe sie Ihnen das Jawort, so würde die Neue sicher kommen! Ich habe heute einige Worte mit ihr gesprochen, und ich glaube, es reut sie jetzt schon, daß sie sich dem Reize der Neuheit und dem verführerischen Zauber der Huldigung eines Künstlers und eines liebenswerthen Menschen allzu sorglos hingegeben. Trotzdem wäre es möglich, daß sie diesem Reize nicht widerstehen kann; — sie ist noch sehr jung, und in ihrer echt weiblichen Naivität würde sie dem mächtigen Eindruck des Augenblickes vielleicht nicht widerstehen und damit ihr ganzes Lebensglück auf eine sehr ernste Probe stellen, wenn Sie das entscheidende Wort sprechen, wenn Sie um ihre Hand anhalten. . . . Ist das Ihre ernste und ehrliche Absicht, Herr Geiger, dann will ich zurücktreten. Denn ich liebe Marie genug, um ihr Alles zu gewähren, was sie für ihr Glück hält, mag es mir auch anders scheinen. Verweigern Sie mir die Antwort, so lehre ich sofort zu dem Rentmeister zurück und halte um die Hand seiner Tochter in aller Form an. Bestätigen die Eltern und Marie unseren Herzensbund, so verlange ich für morgen die Proclamation der Verlobung. Berühret man mich, hält man mich hin, so breche ich selbst jede Beziehung ab, gebe meine Stellung auf und gehe in die Ferne.“

Er hatte in dieser Bewegung, zuweilen stockend gesprochen und Reinhold ihm ernst, mit gesenkten Blicken zugehört. Es trat eine kurze Pause ein. „Und wenn ich nun in der That das entscheidende Wort spräche?“ fragte Reinhold dann leise.

„Dann unterwerfe ich mich der Entscheidung Mariens und der Eltern“, antwortete der Adjunct fest und entschieden. „Es ist keine Schande für einen Mann, von einer Bewerbung zurückzutreten, wenn ein Anderer den Vorzug erhält. Ich müßte mich mit meinem Geschick abfinden, so schwer ich auch daran zu tragen hätte. Eine Schande wäre es nur für mich, wenn ich den jetzigen Zustand länger duldette und den Menschen, die mich kennen, Grund zu Spott und Verachtung gäbe. Ich war heute Morgen seit entschlossen, das Verhältniß zu lösen. Da ich Sie aber hier trof, so hielt ich dies für einen Wind des Schicksals. Es steht für mich zu viel auf dem Spiele, als daß ich einen überreilten Ausgang herbeiführen sollte!“

„Sie haben Recht gehandelt, Herr Meißner!“ rief Reinhold und reichte ihm die Hand. „Unser Bester Stern hat uns zu dieser Stunde zusammengeführt. Marie Evers wird den Freund ihrer Kindheit, den Gefährten ihrer Jugend durch das ganze Leben hin glücklich machen; denn Beide kennen sich voll und ganz. In mir würde sie bald ein Fremdes finden, das sie nicht versteht. Es ist auch nie meine Absicht gewesen, Ihnen Ihr Herz zu entfremden; erst seit Kurzem bin ich mir bewußt, daß ich durch meine häufige Anwesenheit in der Familie des Rentmeisters vielleicht Veranlassung zu folgenschweren Vermuthungen gab. Ich reise heute Abend noch ab, Herr Adjunct, und glaube, daß ich so bald nicht nach Wallenburg zurückkehren werde, — es müßte denn zu Ihrer Hochzeit sein!“

Die beiden Männer hatten während dieser Worte Hand in Hand gestanden. Reinhold fühlte jetzt den festen Druck des Forstmannes und erwiderte ihn ehrlich. Beider Augen schimmerten feucht. „Nun, niemals im Leben mehr ein Wort darüber!“ sagte Reinhold. „Mögen Sie recht, recht glücklich sein, und verzeihen Sie, daß ich Ihnen schwere Stunden bereitet! . . . Erinnere ich mich recht, so emsigen Sie vor etlichen Wochen eine ältere Dame, mit der ich im Postwagen nach Quedlinburg gefahren war?“

„Ganz recht!“ rief der junge Mann. „Ach, das war meine Mutter, meine liebe Mutter. Sie hat mir von Ihnen gesprochen, mit großer Theilnahme, — freilich mit schwerem Herzen, als ich ihr sagte, was ich fürchten müßte. Es würde große Freude im Pfarr-

hause zu Harzweiler sein, wenn Sie dort einkehren wollten."

"Ich will sehen," sagte Reinhold gedankenvoll. "Ich habe kein Mütterchen mehr; es thäte mir wohl sehr wohl, wieder in so liebe, treue Augen zu schauen!"

"Dann gehen Sie, gehen Sie!" rief Georg und ergriff abermals seine Hand. Reinhold schüttelte sie herzlich und wandte sich zum Scheiden. Aber leicht war ihm nicht um's Herz.

9.

Der Abend hatte abermals seine Kühung gebracht. Eine bleierne Schwüle lag über der Stadt und den Bergen. In eigenthümlich rothem, unheimlichem Lichte glänzte der Vollmond hernieder, der Flamme in einem düstigen Zimmer ähnlich.

Der einsame Wanderer, der von Wallenburg auf der breiten Heerstraße hinaufstieg in's Gebirge, wäre vielleicht auch lieber daheim geblieben im Garten des "Bären". Aber eine innere Pflicht trieb ihn fort. Er wollte das Gelübde, das er sich selbst am Nachmittag gegeben, halten. Er fürchtete sich vor sich selbst, vor der Schwäche des eigenen Herzens. Er wußte, daß er nicht zurückkehren werde, wenn erst einmal Berg und Thal zwischen ihm und dem Hause des Rentmeisters lagen; er kannte sich selbst, — also vorwärts!

In der Dämmerung hatte er die Thür seines Zimmers verriegelt, auf sein Klopfen geantwortet und sein Mäntel geschürt. Alles bis auf weitere Verfügung zurücklassend, was ihm entbehrlich schien. Dann hatte er Licht angezündet und drei Briefe geschrieben; den einen, dem ein Geldschein beigelegt war, an Frey Olbers, den zweiten an den Rentmeister, den dritten an Herrn von Rheineck. Der Anfang lautete in allen ungefähr übereinstimmend, daß seine alte Wanderslust ihn plötzlich mit unwiderstehlicher Gewalt erfaßt habe und ihn in die Berge treibe; er bitte um Verzeihung, daß er ohne Abschied gehe, hoffe aber, bald zurückzufahren. War diese Wendung nur eine Rothläufige, oder wollte er sich vor sich selbst entschuldigen, falls es ihm unwiderstehlich zurückzöge? Er hätte es sich wohl selbst schwer zu beantworten gewußt.

Dann hatte er das Licht wieder ausgelöscht, sein Mäntel und den Wandersstab genommen und war durch eine Hinterthür über den Hof auf die Straße gegangen, den Bergen zu. Wohin er wollte, wußte er kaum.

Die vom Monde hell erleuchtete Heerstraße schritt er hinauf. Der weißgrau Staub wirbelte unter seinen Tritten empor; er blickte nicht zurück, auch nicht nach dem Schloß, und bald umgab ihn diese Einsamkeit und Stille. In weiten Schlangenwindungen zog sich die Chaussee den Berg hinan, hier vom Mondlichte beleuchtet, dort im tiefen Schatten der sie begrenzenden hohen Buchen und Eichen. Das einzige Geräusch, das er vernahm, war der dumpfe Schall seiner eigenen Schritte; hin und wieder ein leises Rascheln im Gebüsch oder in den Bäumen, von einer Schlange, einer Eidechse, einem Raubthiere. Er achtete auf nichts. Mit langsamem Schritten stieg er empor, nirgends rastend, obwohl hier oder dort am Wege eine Bank zum Ausruhen aussorderte. Er kam sich selbst vor, wie ein Nachtwandler, ein Mondsuchtiger; es war, als ob der geheimnisvolle Zauber des Vollmondes, der gerade vor ihm mit seinem seltsamen Lichte am Himmel stand, ihn mehr und mehr emporziehe. Er fühlte die unheimliche Schwüle der Luft, die Unerhörtes in ihrem Echo zu bergen schien. Und doch wieder fühlte er sie nicht, denn die Seele war der Glieder Meister, und diese Seele trieb ihn empor, — fort, fort!

Sonst bringt die Höhe freiere Lust; heute war dem nicht so. Schwerer und schwerer schien es niederzudrücken von oben herab, je mehr er sich der Hohenbene näherte. Jetzt hatte er sie erreicht, und zum ersten Male stand er still, — starr vor Schrecken.

Zo, vor Schrecken, den er sonst nicht kannte. Vor ihm lag die weite Hochebene im gespenstisch bleichen Lichte des Mondes, hier und dort ein Strauch, ein Felsen, ein Gebüsch, — und drüber, fast wie mit dem Messer zerschnitten und dicht an den Mond herangefügt, eine schwarze Wand, den ganzen westlichen Theil des Himmels ausfüllend. Das war das Gewitter, das lang ersehnte, das furchtbare.

Selbst als der erste Schrecken sich verloren, durchbebte ihn noch ein leises Grauen, wie er so stand und diese gewaltige schwarze Wand vor sich betrachtete. Noch regte sich nichts in der Luft, und doch war es, als ob ein Geisterathem über den Erdboden dahinziehe, warnend, warnend. . . . Das hatte er noch nicht gesehen. Ihn ergriff die Majestät dieser Naturescheinung, und wie im Troß erhob es sich in ihm, ihr männlich zu begegnen. Vor ihm die scheinbar unendliche Hochebene, flimmernd im magischen Mondlichte, darüber die Wolkenwand, wie ein schwarzer Mantel, den eine Dämonenhand ausbreitete. Leises Leben und Regen darin, fernes, schnell verschwindendes Aufleuchten, dumpfes, faum hörbares Rollen und Grollen. Und hinter ihm, als er sich

zurückwandte, im vollsten Mondenscheine die herrliche Waldlandschaft, jenseit der dunllen Berge die Stadt und das Schloß, die er verlassen, klar erkennlich, und hinter ihr das ferne, im Mondenshimmer zitternde Thal.

Was wird das werden? fragte er sich mit grauigem Entzücken. Und wohin wendest du dich, wenn dieser Sturm losbricht? Wohin?

Er hatte sich nicht die Mühe gegeben,emand zu fragen, welche Orte er hier oben antreffen werde, und wie weit sie entfernt seien. Seine einzige Absicht war gewesen, in der Mondnacht so weit zu wandern, als seine Füße ihn trugen, und dann, wenn er körperlich ermüdet und gebrochen sei, in dem ersten Orte, der sich ihm darbot, ein Osthach zu suchen. An das herausziehende Wetter, das unterhalb der Höhe gar nicht zu bemerken gewesen, hatte er nicht gedacht. Aber es war ihm willkommen. Das hatte er ja gewünscht, gehucht! Das war das Neue, Unerwartete, das eine Scheidewand aufrichten sollte zwischen den Gedanken und Gefühlen von gestern und morgen!

Er stand wie in einem Zauberhain und blickte hinein in die dunkle Wolkenmasse, in der es sich mehr und mehr regte, wie wenn hinter einem halb durchsichtigen schwarzen Vorhange Lichter hin und herschieben. Und dann begann ein leises Zittern und Beben in der Luft. Mit rasender Schnelligkeit stieg die Wolkenwand plötzlich empor; in der nächsten Minute hatte sie den Mond verdunkelt, und Finsterniß herrschte rings umher.

Eine Ahnung vom Weltuntergang! dachte Reinhold. Und was wird nun kommen?

Es kam ein heißer Windstrom. Die Sträucher und die Gräser rauschten. Dann plötzlich Alles wieder totstille. Leben war nur oben in den Wolken. Da zuckte es faul, und das Rollen und Grollen ward stärker, und die Wolke schien sich herabzusenken und die Luft zusammen zu drücken; denn es war nicht mehr Luft, was er einsog, es war Dunst, Qualm. Die Brust begann stärker zu atmen, als ob Erstickung drohe. Da fuhr ein Blitz grell hernieder, und ein knatternder Schlag gellte, — es war, als könne man Beides mit Händen greifen. Und unmittelbar darauf folgte ein Stoß kalter Luft, Sand und kleine Steine vor sich her schleudernd. Es heulte, es pfiff, es dröhnte und donnerte, es leuchtete von allen Seiten.

Die wilde Jagd! dachte Reinhold. Sie geht über dich hinweg; häte dich! Was gilt es hier? Rückwärts oder vorwärts? Oder ausharren?

Für's Erste beugte er sich nieder und schläng den rechten Arm um einen Stein am Wege, denn die Windbraut hätte ihn fast umgerissen. Blätter, kleine Zweige, Staub wiebelten um ihn herum; — dann hörte er es unten im Walde knacken, krachen, rauschen, dumpf fallen. Das waren die Stämme, die der Sturm entwurzelte. Zurück also konnte er nicht; in jedem Augenblide hätte ihn ein entwurzelter Stamm erschlagen können. Vornwärts war eben so unmöglich. Auf der fahlen Höhe konnte ein einzelner Wanderer dem Sturme keinen Widerstand bieten. Also ausharren! Neben dem Steine lauernd, ihn halb umschlingend und als Schutzwand benützend, beobachtete er den Kampf der Elemente.

Es war Nacht und doch nicht Nacht, denn links und rechts, vor und hinter ihm zuckte, leuchtete, flimmerte es. Eiskalt war der Sturm geworden, als läne er von den Feldern des Nordpols, und noch war kein Regentropfen gefallen. Es wird schnell vorübergehen, dachte Reinhold; Gewitter, die mit solcher Heftigkeit auftreten, pflegen nicht lange zu währen. Da zuckte es neben ihm nieder, ihn blendend, und zugleich umgab ihn ein Rasseln und Krachen, das ihm den Atem benahm. Dann wieder, — und nun zum dritten Male. . . . Fast vergingen ihm die Sinne.

War es ein Gebet, das er sprach? Er wußte es nicht. Aber was er dachte und fühlte, war Gebet. "Soll es geschieden sein von dieser Erde, in Sturm und Wetter, in der Kraft der Jugend, so nimm mich gnädig auf! In Deiner Hand steht das kleine Menschenlein . . ." Da war es, als ob der Herr der Heerscharen selber durch die Luft einherfahre; ein scharfes, zischendes Brausen, den Sturm noch übertröpfend mit seinem schneidendem Klang, stürmte heran, und dann prasselte es nieder auf Kopf und Schultern. Unwillkürlich erhob Reinhold in jähem Schreck die Hände und preßte den Hut, den er abgenommen, da er ihn vor dem Sturme nicht schützen konnte, wieder auf das Haar, das wild nach allen Seiten flatterte . . .

Gott sei Dank! Es waren nur wenige Minuten. Aber auf das Rasseln des Hagels folgte eine Flut von Regen, ein Wollensbruch. Nur noch in einzelnen Stößen heulte der Sturm über die Berggebene; die Blüte zuckten ferner, der Donner grölte dumpfer, — aber wie eine einzige feste Wassersäule schlug der Regen nieder, den Atem raubend, so schmerhaft fast, wie der Hagel.

XII. Jahrg., Nr. 21, 1. Blatt.

Nemhold wußte, daß die Stärke des Gewitters nun gebrochen sei, falls es nicht zurückkehrte. Aber was half ihm das? Er fühlte sich wie zerstochen, wie gebrochen. Und wenn der Regen anhielt? Mehr durchnäht konnte er zwar nicht werden, und auf seine fröhliche Gesundheit durfte er trocken. Aber irgendwo mußte er ein Osthach suchen. Nach Wallenburg zurückkehren? Nein. Er fürchtete sich nicht vor dem spöttischen Blicke seines Freuden Olbers; er fürchtete die Rücksicht in Verhältnisse, die er fliehen wollte. Also vorwärts!

Trotz der finsternen Nacht und des strömenden Regens ließ sich der Lauf der Chaussee im Allgemeinen erkennen. Reinhold hatte in Wallenburg gehört, daß die nächste Station auf dieser Straße, die nach dem Oberharz führt, ungefähr drei Wegstunden entfernt sei. Der Name war ihm reichlich entfallen, aber mindestens drei Stunden war er langsam emporgestiegen; die Station sollte also nicht mehr fern sein. Er erhob sich und schritt weiter. Seltsam! Es war ihm leichter um's Herz geworden. Trotz des beschwerlichen Weges, trotz des strömenden Regens hätte er ein lustiges Lied singen können. War seine Absicht erreicht? Hatte das unerwartete Naturereignis eine Scheidewand zwischen dem Jetz und der Vergangenheit errichtet? Hatte der Sturm die schwüle Bedrängnis seines Herzens hinweggefegt, das Leuchten des Wetters ihm Selbstverständniß in's Herz gezaubert? Er dachte nicht darüber nach, aber er schritt vorwärts. So wenig, wie vorher der drückenden Schwere im heißen Thale, achtete er jetzt des Regens und des kühlen Windes auf der Höhe.

Freilich ein böser Weg! Der schlammige Boden der Chaussee schien ihm die Sohlen von den Schuhen ziehen zu wollen, und umgestürzte Bäume oder gewaltige Wasserlachen zwangen ihn, auf das durchweichte Ackerland zu waten und die Chaussee zu umgehen. In der Ferne wütete das Gewitter immer noch mit derselben Macht. Wehe dem friedlichen Ort, auf den es seine ganze eufelselle Gewalt ausschüttete! Nie hatte Reinhold, dem Zuwandern sonst das größte Vergnügen war, sich so herzlich nach einem Osthach gesucht, wie in dieser Nacht.

Aber es wollte sich gar nicht zeigen. Die nächste Station mußte entfernt sein, als man ihm gesagt, oder er war vielleicht auch langsamer gegangen, als er selbst geglaubt. Nun, endlich einmal mußte er doch ein Osthach erreichen, und wie freute er sich auf den Schlaf und den nächsten frischen Morgen! Bereits lag Wallenburg mit allem Schönen und Schweren, das es ihm gebracht, wie etwas längst Vergangenes hinter ihm . . . Da schlug ein Hund an. Durch den Regen und die Dunkelheit bemerkte Reinhold zu seiner Linken etwas tiefer Schattirungen von bestimmten Umrissen: das mußten Häuser, Mauern und Bäume sein. Also endlich ein Dorf! Aber wie um diese Zeit, in diesem Wetter ein Gasthaus finden? Gewiß lag Alles, nachdem die Wuth des Gewitters sich erschöpft hatte und die ärgste Gefahr besiegt war, in diesem Schlafe. Sollte er auf's Gerathewohl an eine Thür, an ein Fenster klopfen? Der Regen war nicht mehr ganz so mächtig, wie vorher; Reinhold wagte es, seinen Fuß aufzuhören und nach der Uhr zu sehen. Erkennen konnte er auf dem Zifferblatte nichts, aber er ließ die Uhr repetieren. Zwei Uhr: wohl die ungünstigste Zeit, in der man bei bösem Wetter einen unbekannten Ort betreten kann!

Langsam schritt er weiter, aber doch nicht vorsichtig genug. Denn gerade, als ihm der Gedanke durch den Kopf zuckte, was wohl Frey Olbers für ein Gesicht machen würde, wenn er ihn hier in diesem Aufzuge sehen könnte, glitt er auf einem schlüpfrigen Stein aus und stürzte mit solcher Heftigkeit nieder, daß ihm für einen Augenblick die Sichtung schwand. Gleich darauf versuchte er, sich aufzurichten. Das gelang ihm auch, aber mit einiger Mühe; und als er aufstehen und weitergehen wollte, stieß er einen lauten Schrei aus: der rechte Fuß versagte ihm den Dienst, und in der Gegend des Knöchels empfand er einen unsagbar empfindlichen Schmerz. "Savristi!" murmelte er vor sich hin, sich auf seinen Stock stützend und mit der Linken nach einem anderen Gegenstande zur Stütze suchend. "Das ist ja eine tolle Geschichte! Den Fuß verstaucht, verrenkt, oder gar gebrochen. Liebe Braut, — das wäre doch eine gar zu harte Strafe, weil ich Dir ein wenig untreu geworden bin! Nun, so schlimm wird es hoffentlich nicht sein. Ich klopfe an die nächste Thür. In dieser Nacht schlafst ja doch kein Mensch ruhig. Da kommt es auf ein bisschen mehr oder weniger Störung nicht an!"

Sein guter Humor hatte ihn also trotz Allem nicht verlassen. Aber wo war die nächste Thür? Und wie sollte er sie erreichen? Bei jedem Schritte, den er versuchte, mußte er wiederum laut ausschreien. Da geschah etwas, das Reinhold fast ein Wunder dünktete, um so mehr, da er sich in seinem Künstlerherzen den frommen Kinderglauben bewahrt hatte. Die schwarze Wollenswand am Himmel theilte sich für einige Secunden; der schon tiefs stehende Mond sandte einige schwache Strahlen durch



Im Käfer-Schifferhaus.
Das Bild ist eine Zeichnung von Carl.

den matten Regen herunter, und in diesem dünnen Lichte erkannte er zu seiner Linken eine steinerne Pforte, an deren einem Pfeiler sich ein Klingelzug befand. Nicht einen Augenblick besann er sich. Er zog den Griff und lehnte sich, tief aufzuhöhnend, gegen den Pfeiler. Dann zog er abermals und dann nochmals. Deutlich hatte er in einiger Entfernung den schwachen Ton einer Haussglocke vernommen.

Es wähnte auch nicht gar zu lange, so hörte er eine Thür sich bewegen. Es war wieder finsterer geworden, und Reinhold bemerkte deshalb die dunkle Gestalt jenseit der Pforte erst, als sie sich dicht neben denselben befand. So weit sich bei der Dunkelheit etwas unterscheiden ließ, schien es ein mittelgroßer Mann in einem langen Gewande zu sein.

„Wer ist da? Läßt mich jemand zu sich rufen? Und wer ist es?“ fragte eine volle, aber sanfte Stimme.

„Ein verunglückter Wanderer,“ antwortete Reinhold. „Ich bin in dem Unwetter auf der Höhe gewesen, habe schwer den Weg hierher gefunden und weiß nicht, wo ich bin. Wenige Schritte vor dieser Thür bin ich ausgeglitten und habe mir den Fuß verletzt, sodass ich nicht weiter kann. Ist es möglich, dass irgend Jemand mich nach einem Gasthaus geleitet? Ich würde ihm in jeder Weise erkennlich sein. Ich kenne den Ort nicht, weiß nicht einmal den Namen.“

„Woher kommen Sie denn?“ fragte die milde Stimme wieder. „Und was führt Sie in der Nacht hierher?“

„Ich komme aus Wallenburg, das ich bei dem herrlichsten Mondenschein verließ, um eine Nachtwanderung zu machen,“ antwortete Reinhold etwas hastig. „Und nun, bester Herr, haben Sie die Barmherzigkeit, und senden Sie mir Jemand, der mich zu dem nächsten Gasthaus geleitet. Fern darf es nicht sein, sonst erreiche ich es zu Fuß nicht.“

„Es wäre vielleicht besser, wenn Sie zu mir in mein Haus kämen,“ antwortete der Andere, dem Klange seiner Stimme nach ein alter Mann. „Erwarten Sie bei mir den Morgen. Dann wird sich das Weitere finden. Einen Augenblick, — ich muss erst die Pforte ausschließen.“

„Dank, tausend Dank!“ rief Reinhold. „Ich bin in der Lage eines hilflosen Kindes; jedes Obdach, auch das einschläft, wird mir ein Labal sein.“

Die Pforte war geöffnet. „Welches ist der verletzte Fuß?“ fragte der alte Herr. „Dann geben Sie mir Ihren linken Arm!“ fügte er auf Reinhols Antwort hinzu. „Stützen Sie Sich mit der Rechten fest auf! So! Es thut sehr weh, wie ich höre. Bezwingen Sie den Schmerz nicht! Schreien Sie laut auf; das erleichtert.“

So hinkte denn Reinhold unter rasenden Schmerzen am Arme des fremden Mannes weiter, wie es schien, durch einen Vorhof. Dann einige Stufen und eine Thür.

„Nun halten Sie Sich eine Minute fest am Thürpfleier, bis ich die Glühlampe angezündet habe,“ sagte der alte Herr. „Ich bin sogleich wieder zurück. Halten Sie mir aus, — es wird Alles gut werden.“

Reinhold hielt aus und schleppte sich dann am Arme seines unbekannten Beschützers in ein einfaches, aber großes und freundliches Vorzimmer. Dort ließ er sich auf einen Stuhl niedersinken. Stab und Känsel entfielen ihm; er fühlte sich einer Ohnmacht nahe. Der alte Herr war für einen Moment verschwunden und kehrte mit einem gefüllten Glase zurück. Reinhold leerte es auf einen Zug; es war ein würziger Trank, wie ihn die Leute im Gebirge selbst zu bereiten pflegten. Wohlthuende Wärme strömte ihm durch die ermatteten Glieder; nur in dem Fuße zuckte es noch, wie wenn ein feuriges Eisen hindurchgestoßen würde. Er musste die Augen eine Zeit lang geschlossen halten; so elend hatte er sich in seinem Leben nicht gefühlt.

Als er die Lider wieder hob, sah er im matten Lichte einer altherühmlichen Astral-Lampe seinen Erretter vor sich stehen, im dunklen Hausgewande, ein freundliches, ehrwürdiges Antlitz, das weiße Haar lang und glatt herabfallend. „Dank, vielen Dank!“ sagte Reinhold. „Wollen Sie mir gestatten, hier bis zum Morgen zu bleiben?“

„Hier? Nein, das nicht!“ erwiderte der alte Herr. „Sie sind vollkommen durchnäht; Sie würden sich auf den Tod erlässt, wenn Sie in ihren Kleidern blieben. Ich frage Sie für jetzt nicht weiter nach Ihrem Leben; ich sehe, dass Sie ein Tourist sind. Nehmen Sie meinen Arm; hier nebenan ist unser Fremdenzimmer!“

Er unterstützte Reinhold, der sich mit einigen leisen Dankesworten mühsam erhob, ergriß die Lampe und geleitete seinen Gast in ein freundliches Zimmer, in welchem zwei Betten standen. Weiter sah Reinhold nichts genau. Mit dem wohlthuenden Gefühl der Stärkung durch den dargereichten Trank war zugleich eine Erholung über ihn gekommen, wie er sie nie gekannt. Er vermochte nur noch mechanisch den An-

weisungen des alten Herrn Folge zu leisten, der ihm sich entkleiden half, den frakten Fuß untersuchte, denselben mit einer scharf riechenden Flüssigkeit einrieb und dann fest einband. Schon während dieser Manipulationen waren Reinhold trotz des Schmerzes, der immer wiederkehrte, die Augen zugesunken, und ohne daß er sich Rechenschaft über das geben konnte, was weiter mit ihm geschah, schlief er ein.

10.

Es war heller Tag, aber kein Sonnenchein, als Reinhold erwachte. Schmerz im Fuße fühlte er für den Moment gar nicht; im Gegenteil, es war ihm außerordentlich wohl zu Muthe. Er schlüpfte in den großen, weiten Hausrock, der vor seinem Bett lag, und war allerdings genötigt, sich wieder auf seinen Stock zu stützen, als er auftreten wollte; aber der Schmerz war doch bei Weitem nicht mehr so empfindlich, wie in der vergangenen Nacht.

Ein freundliches Zimmer, — so einfach und doch nicht ohne eine gewisse Noblesse. Der Kupferstich der Sixtinischen Madonna über dem bequemen Sophia war von Künstlerhand; die beiden Figuren in gebranntem Thon auf der Spiegel-Console zeigten nicht den oberflächlichen Charakter der Allerwelts-Waare; sie gehörten jedenfalls zu dem Guten in ihrer Art. In einem kleinen Eckschrank befand sich Alles, was zum Rauchen gehört, von der Cigarre bis zur langen Pfeife; ein anderer kleiner Schrank zeigte ein Sortiment von feinen Dessertweinen und Liqueuren, das auf Bekanntschaft mit dieser, für einen Wanderer nicht unwichtigen Materie deutete. Selbst an verschiedenen Paaren von Hausschuhen fehlte es nicht, — genug, es war Alles vorhanden, was Jemand, der keinen großen Kosser mit sich führt, gebraucht, wenn er irgendwo zu ungewöhnlicher Zeit ankommt und nicht das ganze Haus stören will, — ein echtes Gast- und Fremdenzimmer.

Reinhold hinkte, nachdem er dies Alles mit großem Wohlgefallen betrachtet hatte, zum Fenster und zog die Vorhänge empor. Welch lieblicher, echt ländlicher, ihn an die Heimath erinnernder Anblick! Vor ihm ein Garten mit Obst- und Waldbäumen, Gemüse- und Zierpflanzen, in dem freilich das Unwetter der vergangenen Nacht böse Verwüstungen angerichtet hatte, und hinter diesem Garten, durch eine niedrige Mauer von demselben getrennt, eine kleine, altherühmliche Kirche auf einem Hügel, der früher ein Friedhof gewesen sein mußte, da er noch einzelne schwarze Kreuze und Steindenkmale zeigte. Dazu eine erquidende, balsamische Luft, feucht, leise vom Winde bewegt, ohne Sonnenschein.

„Ich möchte darauf schwören, daß dies ein Pfarrhaus ist,“ sagte Reinhold vor sich hin, „und daß der Pfarrer ein guter und lieber Mann ist, wie ich ihn in der Nacht gesehen. Dies ist am Ende gar“ Sein Selbstgespräch wurde unterbrochen, denn in diesem Augenblide erschien vor dem Fenster in einiger Entfernung die Gestalt des alten, weißhaarigen Herrn. Er winkte seinem Gäste mit der Hand freundlich zu und rief: „Ich komme!“

Eine halbe Minute später klopfte es denn auch an Reinhols Thür. Dieser streckte dem alten Herrn, sich auf die Linke stützend, herzlich die Rechte entgegen. Das helle Licht des Tages ließ ihn seinen unbekannten Wirth voll erkennen; es lag nicht nur Milde und Sanftmuth, sondern auch hohe Intelligenz in diesen Zügen, diesen ernsten, klaren Blicken. Und dabei noch etwas Eigenes, ganz Besonderes, das Reinhold vor nicht gar langer Zeit schon gesehen zu haben meinte, aber auf einem weiblichen Antlitz.

„Tausend, tausend Dank, mein verehrter Herr!“ rief Reinhold. „Dies ist ja das wahre Hospiz von Sanct Bernhard! Besser könnte es der liebe Gott ja gar nicht mit mir meinen, wenn ich nun doch einmal hier bleiben sollte.“

„Vor Allem, was macht der Fuß?“ fragte der alte Herr lächelnd und prüfte dann die verletzte Stelle. Reinhold mußte einige Bewegungen machen, nach rechts und links und oben und unten, mußte auftreten und gehen. Die Untersuchung erwies sich als außerordentlich günstig für den immerhin nicht unbedeutenden Fall. „Ein gedehnter Muskel,“ sagte der alte Herr. „Nur ein wenig Ruhe, und in zwei Tagen wissen Sie gar nicht mehr, daß Sie einen Fall gehabt.“

„Sie sind Arzt, mein verehrter Herr?“ fragte Reinhold. „Ich hätte eher geglaubt“

„In mir einen Pfarrer zu finden?“ ergänzte der alte Herr die zöggernden Worte. „So ist es auch. Dort drüber, — er deutete nach der Kirche, — sieht das Haus, in dem ich meines Amtes walte. Indessen, jeder Landpfarrer muß auch ein wenig Arzt sein. Harzweiler ist nicht groß genug, um einen eigenen Arzt zu ernähren.“

„Harzweiler?“ rief der junge Künstler lebhaft. „Dann habe ich recht geahnt; dann sind Sie Herr Pfarrer Meißner, der Vater des Vorstdjuncten?“

„Das bin ich in der That!“ erwiderte der Pfarrer, angenehm überroßt. „Sie kennen meinen Sohn? Dann möchte ich meinerseits beinahe vermuten, — da Sie ein Fremder sind, aus Wallenburg kommen und Sich nach Art der Jünger Apolls tragen, — daß Sie Herr Geiger sind, der Bildhauer, der Marie Ebers modellirt hat.“

„Der bin ich wirklich!“ antwortete Reinhold. „Aber ist denn die Kunde von meiner Anwesenheit in Wallenburg schon bis in dieses stille Gebirgsdorf gedrungen?“

„Durch meinen Sohn, allerdings!“ antwortete der Pfarrer, dieses Mal mit einem ernsteren Blicke die Züge Reinhols streifend, die trotz des verdeckten Scherzes eine leichte Besangenheit nicht verborgen konnten. „Sie sind also im gewissen Sinne ein Bekannter; meine Frau kennt Sie ja auch.“

„Ah, — das ist wahr!“ rief Reinhold mit so freudigem Ausdruck, daß der Pfarrer an der Aufrichtigkeit dieser Empfindung nicht zweifeln konnte. „O, wenn ich diese liebe, herrliche Frau wiedersehen könnte!“

„Dieses Wiedersehen soll Ihnen zu Theil werden, sobald Sie nur erst Ihr Frühstück eingenommen haben.“ sagte der Pfarrer, dessen Miene sich nach der flüchtigen Verdunkelung wieder aufgehellt hatte. „Jetzt ist es elf Uhr. Wir essen ungefähr um ein Uhr zu Mittag. Wenn Sie Sich bis dahin wohl genug fühlen, so wird es uns sehr freuen, Sie bei Tische zu sehen.“

„Und die Frau Pfarrerin?“ fragte Reinhold mit einer gewissen Hoffnung.

„Kommt vielleicht schon vorher auf einen Augenblick zu Ihnen,“ erwiderte Pfarrer Meißner lächelnd. „Wird es Ihnen hier zu eng, so steht Ihnen auch das Nebenzimmer, in dem mein Sohn früher wohnte, zur Verfügung. Leben Sie für jetzt wohl. Ich muß zum Ortsvorstand gehen, kehre aber bald zurück.“

Nach wenigen Minuten klopfte es, und eine Magd brachte Reinhold ein vortreffliches Frühstück, dem er mit um so größerem Behagen zusprach, als er sich durch einen Blick überzeugt hatte, daß der Anzug, den die Magd auf einen Stuhl gelegt, sich wieder in einer respectablen Verfassung befand. Er zögerte deshalb auch nicht, seinen äußeren Menschen in einen möglichst vortheilhaften Zustand zu versetzen, und hörte nicht auf, sich zu wiederholen, daß er hier sei wie in Abrahams Schöß. Dabei war er in das Nebenzimmer gegangen, das dem Fremdenzimmer ähnlich eingerichtet war, hatte einige Familienstücke betrachtet, die sich auf den Tischen und Schränken und an den Wänden befanden, — Zeichnungen, eingeraumte Haarlocken, getrocknete Bouquets aus Feldblumen, bescheidene Malversuche in Aquarell und Oel, — und war nun an das Fenster getreten, um wieder in den Garten hinauszublicken

Da sanken die Arme schlaff an ihm nieder, ein Bittern ging durch seinen Körper, seine Augen blickten wie gebannt nach einer bestimmten Richtung.

Ein junges Mädchen kam langsam durch den Garten gegangen. Sie trug einen hellen Morgenanzug, auf dem vollen, schmußlos und doch nicht ohne Kunst geordneten blonden Haare ein kleines Häubchen, fast französisch, wie man es in jenen Gegenden findet. Sorgsam blickte sie nach allen Seiten, bog hier einen Zweig zu, den der Sturm um einen andern geißelungen, hob ein geflecktes Blümchen auf, schüttelte traurig den Kopf, wenn sie gar zu große Verwüstung gewahrte, oder streichelte lieblos eine Rose, die sich wider gehalten. Ihre feinen Züge waren von untafelhafter Reinheit, der Ausdruck von füher Kindlichkeit und Herzengüte und doch wieder voll ernster Sinnigkeit.

„Um Gotteswillen, das ist sie ja! Das ist meine Braut!“ stieß Reinhold wie in Verzückung hervor. „Diese ist es, die ich gesehen! Nun bin ich erlöst, — nun ist Alles gut!“ Und unwillkürlich von der Gewalt seiner Empfindung übermannt, schlug er die Hände vor das Gesicht und schluchzte laut auf, dabei immer still murmelnd: „Das ist sie! Nun habe ich sie gefunden!“

Er hatte nicht bemerkt, daß die Frau Pfarrerin, die zweimal vergeblich an die Thür des Fremdenzimmers geloypt, zuerst in dieses und dann in Georgs Zimmer getreten und auf diese Weise ohne Absicht Zeugin der seltsamen Scene geworden war. Sie hatte auch die Abfahrt gehabt, sich leise wieder zu entfernen, konnte es aber doch nicht hindern, daß ihr Kleid hörbar einen Stuhl streifte und diesen ein wenig von der Stelle rückte.

„Frau Pfarrerin, Sie sind es!“ rief Reinhold sich umwendend. „Frau Pfarrerin, das ist ja die Braut, die ich suche! O, ich wußte, daß Ihr liebes Gesicht, daß dieses Haus mir Glück bringen würde auf meiner Irrfahrt. Wer ist es? Ist es wirklich Ihre Tochter?“

„Es ist meine Tochter Veronika,“ antwortete die Pfarrersfrau sehr ernst, „meine liebe und einzige Tochter!“

Er hatte ihre Hände ergrißt, beugte sich tief nieder und führte sie an seine Lippen; fast war es, als hätte er auch seine Knie beugen wollen. Die Augen waren ihm feucht; eine unbeschreibliche Erregung

hatte ihn ergriffen. Die Pfarrerin war nicht erschreckt davon, nur selbst bewegt. Sie kannte der Menschen Herz und wußte, daß sich hier eine reine Natur ihr offenbarte, daß sie diesen leuchtenden Augen, diesen halb gestammelten Worten trauen könne. Den Kopf sandt geneigt, ihre rechte Hand in der seinen lassend, hörte sie seine Beichte; wie ein verhängnisvoller Irrthum ihn zu dem Rentmeister geführt und theils die anmutige Frische der schönen Tochter, theils aber auch der Wunsch, den Irrthum nicht gar so bald zu verrathen und dadurch das junge Mädchen nicht zu verleben, ihn an das Haus gefesselt habe. Er berichtete dann auch seine Unterredung mit Georg, und wie er den Entschluss geahnt, der unklaren Situation durch seine Abreise ein schnelles Ende zu machen. „Erst jetzt bin ich ruhig.“ so endete er, „nachdem ich Ihnen mein Herz aufgeschlossen habe. Nicht ohne Vorwürfe gegen mich selbst habe ich Wallenburg verlassen. Ich hätte vielleicht früher gehen sollen. Der Gedanke, dem Sohne einer solchen Mutter auch nur für eine einzige Stunde Herzleid bereitet zu haben, betrübt mich tief. Aber ich hoffe, daß Fräulein Marie Alles wieder gut machen wird.“

„Das ist vielleicht schon geschehen,“ antwortete Frau Meißner, die in größter Aufmerksamkeit und Theilnahme und mit stets wachsender Befriedigung die Beichte des Künstlers angehört hatte. „Veronica hat mit der Morgenpost einen Brief von Marie erhalten, und es besticht bei uns noch die gute alte Sitte, daß die Kinder den Eltern die Briefe mittheilen. Hier ist er! Lesen Sie ihn, — er enthält kein Geheimniß, wenigstens nicht für Sie!“

Reinhold nahm mit großer Lebhaftigkeit das Schreiben und überslog die Zeilen. Er las:

„Liebe Ronita! Wir sind alle schon wieder auf, nach der furchtbaren Nacht, um zu sehen und zu hören, welchen Schaden Sturm und Gewitter angerichtet Verluste an Menschenleben haben wir hier. Gott sei Dank, nicht zu belogen. Sende mir nur um Himmels willen bald eine Zeile, damit ich weiß, ob auch bei Euch Alles in Ordnung ist. Papa behauptet, das Gewitter müsse gerade über Harzweiler fortgezogen sein. Wahrscheinlich kommt Georg selbst hinauf, um sich zu überzeugen. Wasche ihm nur gehörig den Kopf, meine süße Ronita! Denke Dir, er bildet sich ein, ich liebte ihn nicht mehr und hätte eine Neigung zu dem Bildhauer gefaßt! Ich könnte ihm ernstlich böse sein, wenn ich nicht darüber lachen müßte! Geiger ist ein lieber, prächtiger, amüsanter Mensch, in den namentlich Papa jetzt ganz vernarrt ist, nachdem er ihm zuerst die Thür gewiesen, dabei ein guter Mensch. Ich habe ihn sehr gern, und er scheint sich auch bei uns wohlzufühlen; aber seitdem er hier ist, grüßt Georg und meiden unser Haus. Was soll denn das heißen? Hält er mich für ein Mamselfchen Leichtsinn? Domi würde ich ihm doch bis zur Verlobung eine recht, recht lange Frist geben, damit er Zeit hätte, sein Herz recht, recht genau zu prüfen. Ist er etwa von der unausstehlichen Art, die es nicht duldet, daß die Braut oder Frau ein paar freundliche Worte mit einem lieben Bekannten spricht? Da könnte ich ja stutzig werden. Doch Thorheit! Noch gebe ich meine Oberförsterei im schönen, grünen Wald, von der ich jede Nacht träume, nicht verloren; nur muß der Oberförster darin kein Blaubart sein. Sonst fürchte ich mich! Ich liebe ihn ja gerade wegen seines jungen Ernstes, — aber soll ich denn nicht auch missachten, wenn in Papa's und Mama's Gegenwart ein artiger Mann eine schmurrige Geschichte erzählt? Du selbst, mein lieber, holden Mondchein, meine Else, würdest lachen, wenn er in seiner rheinischen Mundart ein drolliges Erlebniß aus der Knabenzeit oder aus den Künstler-Ateliers zum Besten giebt. Also wasche Georg gehörig den Kopf, hörst Du? Sage ihm, daß ich sehr, sehr böse bin...“

„Denke Dir, so eben kommt Herr von Rheineck und bringt einen Brief von dem Bildhauer. Er ist fort! Papa macht ein brummiges Gesicht, — ich bin es ganz zufrieden. Es würde mir doch wehe thun, wenn Georg sich ernstlich härmte. Mach' es nicht zu schlimm mit ihm! Ich werde ihn selbst ein wenig in's Gebet nehmen, falls er davon anfängt. Sonst natürlich sein Wort! Ja, es ist am Ende wirklich am besten, gar nicht über etwas zu reden, was doch zu trübe wäre, wenn's wirklich wäre! Was in aller Welt sangen wir nun mit dem alten, häßlichen Thonklumpen an, der in unserm Zimmer steht, und der ich sein soll, — brrr! Leb' wohl, mein Herz! Tausend Küsse! Auch für Mama und Papa!“

Lächelnd reichte Reinhold den Brief der Frau Pfarrerin zurück, die den jungen Mann während er denselben las, mit freundlicher Aufmerksamkeit betrachtet hatte. „Nun, dem Himmel sei Lob und Dank!“ rief er. „Das wird bald Alles wieder im rechten Gange sein. Ein liebes, braves, herziges Mädchen, Ihre künftige Schwiegertochter!“

„Das ist sie!“ stimmte Frau Meißner ernst bei. „Und doch war mir zuweilen schwer um's Herz, als Georg mir seine Sorge mittheilte. Ich kannte Sie ja noch nicht, wie ich Sie jetzt kenne! Jetzt erst heiße ich

Sie herzlich in unserem Hause willkommen und freue mich des kleinen Unfalls, der Sie hierher geführt.“

„Zu dem Ideal meiner Wünsche und Hoffnungen!“ sagte Reinhold leise, beinahe andächtig.

„Wie Sie darüber urtheilen, wenn Sie Gelegenheit gefunden haben, meine Tochter näher zu sehen, das wird sich ja bald zeigen!“ sagte die Pfarrerin mit einem kleinen Lächeln. „Und wenn Sie einsehen sollten, daß Sie Sich geirrt haben, so gestehen Sie es nur offen ein. Hier in diesem Hause ist Niemand, der sich dadurch verletzt fühlen würde. Sie haben ja meine Veronica, als sie ihren Bruder Georg nach Suderode begleitete und ein Viertelstündchen in dem Zelt auf dem Freischießen verweilte, in gar zu weiter Entfernung und gar zu flüchtig geiehen.“

„Ich irre mich nicht,“ sagte Reinhold ernst und schüttelte den Kopf. „Und würden Sie mir wirklich gestatten, hochverehrte Frau Pfarrerin...“

„Wenn Sie es wünschen und es Ihnen Freude macht, so glaube ich, würde mein Mann seiner Tochter nicht verwehren, was er damals seiner Braut gestattet hat,“ erwiderte die Matrone. „Vorausgesetzt, daß Veronica selbst nicht eine unüberwindliche Abneigung dagegen hätte.“

„Jetzt, da ich Sie in der Nähe und mich unter Ihrem Schutze weiß, hoffe ich Alles!“ rief Reinhold mit gläubigstem Vertrauen. „O, das soll ein Werk werden! Die ganze Welt soll Ihre Freude daran haben!“

„Auf Wiedersehen um ein Uhr bei Tische, Herr Geiger, wenn es Ihr Fuß erlaubt,“ sagte die Pfarrerin.

„Auf Wiedersehen! Und nochmals tausend, tausend Dank!“ rief Reinhold. „Nun ist Alles gut!“

* * *

Liebe, schöne Leserin, — es ist nicht mehr viel zu erzählen. In dem holdseligen Pfarrerstöchterlein, das in dem stillen Gebirgsdorf fast unbekannt blühte, fand Reinhold nicht nur die „Braut“ für den königlichen Auftrag, sondern auch seine Braut. Manches Jahr ist verstrichen, seitdem der König zur Hochzeit ein Glückwunscht-Telegramm und einen neuen großen Auftrag sandte; manches Auge und manches Herz hat sich an dem hohen Marmorbilde erquict, das die Züge der jungen Künstlersgattin in kaum veränderter und doch idealer Reinheit wiedergiebt; manches Auge hat sich auch seitdem geschlossen. Doch werken wir noch einen heiteren Blick auf die Lebenden!

Als Reinhold zu Ende September nach Berlin zurückkehrte, zeigte er dem Düsseldorfer Freunde seine Verlobung mit der „wirkslichen“ Braut an und erhielt erst geräumige Zeit darauf folgende Antwort:

„Lieber Sohn! Du hast immer ein unmenschliches Glück gehabt; ich gratuliere Dir und wünsche es einmal auch mir. Daß das Fräulein oben vom Schloß nicht die rechte war, dachte ich mir längst; es ließ sich ja aber nicht mit Dir reden! Nun, ich habe es Dir eigentlich sehr übel genommen, daß Du mich damals in Wallenburg wie ein hilfloses Kind zurückließest. Das einzige Gute dabei war noch, daß Du Deinem Briefe die erlösende Baarschaft beifügtest, die allerdings nur gerade ausreichte, um die durch meinen Unmuth sehr gesteigerten Bedürfnisse zu befriedigen. Nimm es mir nicht übel, wenn ich Dir noch nichts von Deinen Vorschüssen zurückgesandt, — im Gegentheil, so ein rundes Sümmchen könnte mir jetzt, da ich durch die horrenden Ansprüche des Sommers fast ausgeplündert nach Hause komme, gerade nicht unerwünscht sein. Rechne es doch auf Deine Auslagen à conto ‚Brautschau‘, die Dir der König ja sicherlich erzeigt... Ich ging damals von Wallenburg nach der Lauenburg zurück, wo es mir eigentlich doch am besten gefallen, und denke Dir, ich habe richtig meinen Morder attraviert, und, — nur unter vier Augen will ich es Dir gestehen, — der Mader war eine junge schwarze Rose, die dort Vogeleier suchte. Nun, immer besser als gar nichts! Wenn Dein zukünftiger Schwager erst seine Oberförsterei hat, ist das Pärchen keinen Augenblick vor mir sicher. Grüße also schon im Voraus und schone keine Kosten für die Auslagen! Dein getreuer, Dir wieder wohlwollender Fritz.“

Es geht denn auch die Sage, daß der „lange Landschafter“ wirklich einmal einen Besuch in dem reizenden Obersösterhauser, zwei Stunden von Harzweiler, mitten im schönsten Buchenwald, gewagt hat. Er wurde auch freundlich aufgenommen, kam aber nicht wieder, seitdem er dort mit dem Rentmeister Ebers zusammen getroffen. Der Rentmeister konnte den alten Gross gegen den langen „Landschafter“ nicht überwinden; er hegte ihn treu in seiner Brust, ebenso treu aber die Freundschaft für den Bildhauer. Und so ist denn Reinholds Vision, beim ersten Eintritt in des Rentmeisters Haus, doch noch in Erfüllung gegangen und auf dem schattigen, halbdunklen Flur manch Gläschen fühlen Rheinweines von ihm und Papa Ebers geleert worden.

Ein Wandertag.

Von Martin Greif.*

1. Aufbruch am Morgen.
Wird es im Gewölke lichter?
Prüfend schaut' ich oft empor,
Doch mir schien es, immer dichter
Sammle sich der Nebelsturm.

Schon beschloß ich umzukehren,
Da, voll Jubel über mir,
Kloß sich eine Kerde hören,
Und ich fühlte Muth von ihr.

2. Ziel der Wanderung.
Da ich aus der Stadt geeilet,
War's ein Thurm, nach dem ich strich,
Doch, wo sich die Straße theilet,
Mußt' ich schon bedenken mich.

Dort das Dorf und seine Felder,
Menschenspuren allerwärts,
Da die öd verschwieg'n Wälder, —
Wohin zieht es mehr das Herz?

3. An der Mar.
Die Vöglein singen munter
Im maiengrünen Wald,
Die Mar treibt hinunter
Ein floß und schwimmt bald.

Wohl taucht nach einer Weile
Dem Blick es wieder auf,
Der Kukuk voller Eile
Hat wenig Acht darauf.

4. Halt am Wege.
Bei einem Meilensteine
Am Wege macht' ich Halt,
Der stand, bemoost, alleine,
Von dürrem Laub umwallt.

Wohl fiel mir ein die Stunde,
Da ich ihn anders fand,
Als, blindefend in die Runde,
Er unverwittert stand.

5. Am Nied.
Und wieder zog ich weiter
Vorbei an ödem Ried,
Die Kerde sang so heiter
Ihr fröhlich Abendlied.

Da dachte ich mir, die Liebe,
Sie wohnt doch überall,
Und wenn ich hier verbliebe,
Mich weckte süßer Schall.

6. Einkehr.
Die Sonne stand am Rande
Der kühlen Erde fast,
Ein Dorf nur, weit im Lande,
Das winkte mir zur Rast.

Naum kommt' ich es erreilen,
Et' Nacht den Schritt gehemmt; —
Ach, nur drei kleine Meilen
Von Haus und schon so fremd!

* Aus der demnächst erscheinenden vierten, vermehrten Auflage der „Gedichte“ von Martin Greif (Stuttgart, Loisa).

Rauchfeuer verboten.

Dr. Susanna Rubinstein.

Hierzu das Portrait von A. Schubert, Seite 357.


Für und gegen das Studium der Frauen auf Universitäten ist in den letzten Jahren so Vieles vom rein theoretischen Standpunkte aus geschrieben worden, daß es als eine wohlthuende Abwechselung zu betrachten ist, wenn man die Frage einmal vom Standpunkte der Erfahrung aus in's Auge sieht. In solchen Erfahrungen sind wir in Deutschland allerdings viel ärmer, als das in der Schweiz, in England, Russland, Amerika, neuerdings auch in Frankreich der Fall ist. Indessen sind doch aus den letzten Jahren einige wenige, wenn auch ganz vereinzelte Fälle zu verzeichnen, daß Damen zu Vorlesungen auf deutschen Universitäten zugelassen worden sind. Es war insbesondere Leipzig, das den Frauen seine Hörsäle gastlich öffnete. Eine der ersten Damen, welche von dieser Erlaubniß Gebrauch gemacht hat, ist Fräulein Susanna Rubinstein, die sich denn auch auf Grund ihres Universitäts-Studiums den Doctorat erworben hat. Dieses außerordentliche Rehultat war das Ergebnis eines vierjährigen Universitäts-Studiums in Prag und dann in Leipzig, dem aber eine ebenso lange häusliche Vorbereitung in den Gymnasialstädtern vorangegangen war.

Im Jahre 1847 zu Czernowitz in den Balkan als die Tochter des kaiserlichen Ratbes und Reichsrath-Mitgliedes J. Rubinstein geboren, entschloß sich die junge Dame in ihrem zwanzigsten Jahre, zu studieren und sich den Doctorat zu erwerben. Da zu dem letzteren Zwecke die Absolvierung eines Gymnasiums

und das Bestehen der Abiturienten-Prüfung nothwendig ist, ließ sie sich zuerst von den Professoren des Czernowitzer Gymnasiums in sämtlichen Gymnasiafächern Privatunterricht erhalten, also insbesondere in den beiden släfischen Sprachen und in Mathematik, Geschichte und Geographie. Nach mehrjähriger, angestrengter Beschäftigung mit diesen Fächern bestand sie das Abiturienten-Examen in glänzender Weise und bezog nun die Universität Prag, mit der Absicht, Geschichte zu studiren. Sie hörte zu diesem Zwecke besonders die Vorlesungen des bekannten Historikers Höller, wurde aber späterhin durch die feierlichen Vorträge des Philosophen Vollmann so angezogen, daß sie „umfattete“ und sich ausschließlich der Philosophie widmete. Das besondere Gebiet, auf dem Vollmann sich einen bedeutenden Namen gemacht hat, — er ist seitdem verstorben, — war die Psychologie; und zwar gehörte er der Schule Herbart's an, der bekanntlich der Begründer der wissenschaftlichen Psychologie in Deutschland ist. Mit jugendlicher Begeisterung schloß sich Susanna Rubinstein an diese Richtung an und drang infolge ihres unsterblichen Fleisches bald in die schwierigsten Probleme der Wissenschaft von der menschlichen Seele ein. Um diese Studien zu vervollständigen, bezog sie dann die Universität Leipzig, wo sie bei den namhaftesten Professoren Vorlesungen hörte und zugleich in den ersten Familien der Stadt verkehrte.

Nach vierjährigem Universitäts-Studium, dem regelmäßigen Quadriennium, durfte sie es nun wagen, sich der Promotions-Prüfung zu unterwerfen. Sie bestand das Rigorosum so glänzend, wie einst das Abiturienten-Examen; ihre Inaugural-Dissertation lautete: „Die sensorischen und die sensiven Sinne“ (Leipzig, Edelmann, 1874). In dieser achtschöpfigen Seiten starken Abhandlung stellte sie das ganze, reiche Leben der Sinnesempfindungen des Menschen, unter Berücksichtigung der Ergebnisse der neuern Physiologie, auf Grund selbständiger Studien, in einer Weise dar, welche in den betreffenden Fachkreisen eine sehr günstige Aufnahme fand.

Durch dieses Reizulat ermutigt, setzte Susanna ihre Studien mit dem größten Eifer fort, sodaß sie im Jahre 1878 im Stande war, den ersten Band eines größeren wissenschaftlichen Werkes zu veröffentlichen, dem sie den Titel gab: „Psychologisch-ästhetische Essays“ (Heidelberg, C. Winter's Universitäts-Buchhandlung). Ihre weiteren Studien wurden leider oft durch schwere Krankheit unterbrochen; doch gelang es ihr, bei ihrem eisernen Fleisch und bei ihrer willenskräftigen Selbstbeherrschung, im Jahre 1884 den zweiten Band des Werkes nachfolgen zu lassen. Die beiden Bände fanden sowohl bei den Fachmännern, als in weiteren Kreisen großen Beifall; die darin behandelten Themen sind folgende: Das Leben der Sinne; Die Schicksale der Vorstellungen; Das Gedächtnis; Einbildungskraft und Phantasie; Die Sprache; Zeit und Raum; Die Bewegungsarten; Leidenschaft und Affekt; Naturgeschichte des Wissens; Psychologie der Geschlechter; Charakteristik der jüdischen, der griechischen, der indischen, der christlich-germanischen Phantasie. Außerdem sind in verschiedenen Blättern, z. B. in der ehemals Augsburger „Allgemeinen Zeitung“, der „Böhmischen Zeitung“, der „Täglichen Rundschau“, in den „Pädagogischen Studien“ u. s. w. einzelne Aufsätze von ihr veröffentlicht worden. In allen diesen Publicationen zeigen sich dieselben wissenschaftlichen und idyllistischen Vorzeile, welche am besten mit den Worten der „Allgemeinen Zeitung“ wiedergegeben werden: „In diesen reizenden wissenschaftlichen Cabinetstudien entfaltet die Verfasserin alle ihre Vorzeile, ihren vornehmsten, oft hinreißenden, immer ungemein edlen Stil, ihre feine und weitreichende, gediegene Bildung, ihre große Belebtheit... Wir haben eine Leistung vor uns, durch welche sich die Verfasserin als ein über das Mittel mögliche weit hinausreichendes Talent erwiesen hat... Das literarische Bild der Verfasserin vereinigt in merkwürdiger Harmonie eine Summe eigenartiger Merkmale in sich: eine nicht gewöhnliche synthetische Begabung neben feinsinniger analytischer Kraft, gründliche Gelehrsamkeit neben künstlerisch vornehmer Darstellungsgabe, erschütterndes sittliches Pathos neben Zugeschalteten Humors, lehrhaften und logisch gegliederten Vortrag neben sprudelndem Conversations-Talente, männlichen Verstand neben weiblicher Anmut und Zartheit.“

Die letztere Bemerkung mag dazu überleiten, zum Schlusse noch eine nicht unwesentliche Sicherung zu geben: Jeder, der das Glück gehabt hat, mit Susanna Rubinstein in Leipzig, Heidelberg, München, Wien, Berlin oder Dresden, — in diesen Städten lebte sie abwechselnd, — zusammenzutreffen, stimmt darin überein, daß ihre persönliche Erscheinung das Gegentheil dessen ist, was man sich gemeinlich unter einem „Blaustrumpf“ vorstellt, nämlich das Musterbild eines echten Weibes im vollsten Sinne des Wortes.

H. R.

Nachdruck verboten.

Das Schifferhaus in Lübeck.

Von Ernst Jungmann.

Siehe das Bild von Aris Stolzenberg, Seite 360 und 361.
Aeberrascht hemmt der Fremde, welcher Lübeck zum ersten Male betrifft, einen Augenblick seinen Schritt, sobald er den Bahnhof verläßt. Das Auge sieht, über wohlgepflegte, mit zahllosen blühenden Rosen befeigte Anlagen hinweg, auf das in unmittelbarer Nähe sich erhebende Holstenstor, hinter dem die Stadt mit ihren alterthümlichen Giebeln und hohen Kirch-

türmen amphitheatralisch emporsteigt. Besonders feßelt die stolze Marienkirche, welche das Dämnergewirr weit überträgt, den Blick. Dem Weiterstreitenden bietet sich ein stets neues Bild. Über die von Schiffen bunthebte Travé führt der Weg durch die enge, verkehrsreiche Holstenstraße auf den Marktplatz mit seinem berühmten Rathause und dem neuen Postgebäude, dessen Bauart der mittelalterlichen Umgebung harmonisch angepaßt ist. Wir haben aber nicht Zeit, diese Sehenswürdigkeiten einer genauen Besichtigung zu unterwerfen; daher drängen wir vorwärts und führen den sich unserer Leitung anvertrauten Fremdling, unter den offenen Bogenbögen des Rathauses hindurch, die Breitestraße entlang, bis wir der Jacobikirche gegenüber halt machen. Wir stehen hier vor einem der sonderbarsten Gebäude der Stadt, in dessen Innenraum uns außerdem ein füher Trunk Erlanger oder Münchener Bieres Labung verspricht.

Aus rothen Ziegelsteinen ist das Haus erbaut; ein gewaltiger Treppengiebel verdeckt das Dach; auf dem höchsten Punkte dreht sich ein vergoldetes Schiff mit vollen Segeln als Wetterfahne. Oberhalb des Einganges ist ein ähnliches Schiff gemalt; an seinen beiden Seiten geht quer über die Wand eine strenne Inschrift, welche Jesus Christus den Herrn der Schiffer nennt, und unterhalb des Bildes steht geschrieben: „Schiffergesellschaft“. Zwei steinerne Wangensteinen ehemaliger Bänke

dem wir uns befinden, ist jetzt an einen früheren Seemann verpachtet, der als Restaurateur den Gästen gute Biere und treffliche Speisen vorlegt, während in den Nebengebäuden Schifferwitwen freie Wohnung gewährt wird. In einem Wand-schranke der Halle befinden sich wohlverwahrt die der Gesellschaft gehörigen überlieferten Vocale, von denen der größte nur bei feierlichen Gelegenheiten, z. B. bei dem unter dem Namen „Schaffen“ alljährlich stattfindenden Festessen, benutzt wurde. Außerdem enthält der Schrank „Schild und Bolt“, d. h. silberne Schilder mit dem Wappen der Gesellschaft, — eine Krone zwischen zwei gekreuzten Boishaken, — und eine schwarz-silberne Satzdecke. Die Schiffer tragen ihre Todten, und auch wohl verdiente Kaufleute oder Adeler, selbst zu Grabe, und dabei wird „Schild und Bolt“ gebraucht. Große Schilder für die Beerdigung Erwachsener, kleine für diejenige von Kindern sind vorhanden.

Die Plätze der Halle hatten früher ihre feste Bestimmung. An der westlichen Fensterwand befindet sich der erhöhte Sitz der Aelterleute, von dem aus unter Bild aufgenommen ist. Die Bänkentreihen tragen die Wappen der sogenannten Öl-, Bergen- und Weinfahrer, welche nur auf den ihnen zufowgenden Bänken sitzen durften. Daß es bei den Zusammenkünften der waderen Seeleute nicht immer ganz ruhig zugeging, beweist eine Tafel, welche folgende originelle Inschrift aus dem

Jahre 1580 trägt: „Die Rosolben den Hanje Broderichan bewilliget: De disses Huses Gerechtigkeit nich wil dohn ahne Riven (Streiten), den schall man op disse Tafel schriuen unde schall dar so lang op stahn, dat he disses Huses Gerechtigkeit hefft gedahu. Beer tappen (Bier zapfen) schall man ehn hier nich, so lange dat he sine ale hefft malet schlicht.“

Die oben erwähnten Bilder aus der biblischen Geschichte stammen wahrscheinlich aus dem Jahre 1624, doch ist weder der Name des Spenders, noch der des Malers bekannt. Die Gemälde haben einen geringen künstlerischen Wert und sind so stark nachgedunkelt, daß die Farben kaum noch zu erkennen sind. Unter jedem Bilde befindet sich eine urwüchsige Unterschrift; so wird z. B. die Gesetzesgebung mit folgenden Worten erklärt:

„Der barg raucht, die basam erlangt, Sonne und bliz dem voll that bang, Aus lauter feur redt damals Gott und gab Moß die zehn Gebot.“

Seit etlichen Jahren ist im Schifferhause ein Fremdenbuch ausgelegt, welches neben vielen wertlosen Bemerkungen mancher Besucher auch künstlerische Verse und witzige Aussprüche berühmter Männer enthält. Emanuel Geibel pflegte, so lange seine angegriffene Gesundheit es gestattete, täglich in dem ihm liebgewordenen Raum bei einem Glase Bier ein Stündchen zu verweilen und hielt jeden Gast, der ihn besuchte, hierbei. Der Dichter saß stets auf einem etwas erhöhten Platz neben dem Eingange, von welchem aus man sowohl die Straße, als auch die ganze Halle gut übersehen kann. Jetzt ist dort eine Büste des Dichters aufgestellt, und unter Glas und Rahmen befindet sich ein von ihm im Mai 1878 verfaßtes, ursprünglich auf die erste Seite des Fremdenbuches geschriebenes Gedicht. Dasselbe lautet:

Am guten Alten
In Treuen halten,
Am fröh'gen Neuen
Sich stärken und freuen,
Wird Niemand gereuen.

Es steuert auf dem weiten Meer
Der Schiffer manchen Tag über,
hat Sturm und Still' und gute Fahrt,
Trifft Land und Volt von mancher Art,
Sieht heut' die Sonn' am Eisberg glüh'n
Und morgen Palm' und Goldfrucht blüh'n,
Macht fremder Sprachen seltn' Vant,
Platz fremder Sitte sich vertraut,

Hält bei den Wilden bald sein Wahl,
Bald in der Weltstadt schmuckstem Saal,
Läßt aus und ein zu rechter Stund'
Und freut sich, daß die Welt so bunt.

Doch wenn er dann zum eignen Herd
Aus weiter Ferne heimgelehr,
Da wandert er, vergnügt im Sinn,
Zum alten Schifferamtshaus hin,
Erzählt mit Lust beim vollen Glas
Von seinen Fahrten dies und das,
Und lobt die Freunde nach Gebühr,
Doch bleibt sein Wahlspruch für und für:
Schön ist's in Nord, Süd, Ost und Westen,
Alein zu Hause ist's doch am besten.

Der Besucher, welcher zum ersten Male besonders Abends im Schifferhause sitzt, — wir bemerken, daß hier auch Damen gern ein Glas Bier trinken, — fühlt sich von seltsamen Erinnerungen umwelt. Die eigenartige Umgebung übt einen großen Zauber aus, und unwillkürlich erscheinen vor dem geistigen Auge Bilder längst entschwundener Zeiten. Man muß an die weitergebräunten Gestalten denken, welche vor Hunderten von Jahren auf demselben Platze gezeigt haben, wenn sie von mühevoller Fahrt oder nach tapferem Kampfe in der Heimat austraten. Die ganze Größe der Hanja steigt bei diesen Gedanken in uns auf; wir fühlen, daß der Boden Lübeck's durch eine ruhmvreiche Geschichte, durch die Tüchtigkeit seiner Einwohner, durch die von früherem Glanze zeugenden herrlichen Bauwerke der Vergangenheit geweiht ist. Jeder Fremde wird gern wieder in die alte Stadt zurückkehren, welche einst das Haupt des mächtigsten Städtebundes war, und dann auch nicht vergessen, das merkwürdige „Schifferhaus“ zu besuchen.



Illustration zur Novelle „Die Braut“. Von Anton von Werner. — Siehe Seite 362.

Kunstgewerbliches.

Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche gleichlich geschnitten sind. — Die Preise der letzteren siehe im Interaten-Theile.

ENTW. PROF. C. QUATT.

Filigran. — Wohl keine Leserin, der es vergönnt war, Italiens geweihten Boden zu betreten, hat Genna oder Venedig verlassen, ohne ein Schmuckstück in der zierlichen Filigran-Technik dieser Städte zum Andenken mitzunehmen. Keine Dame pflegt in Kopenhagen bei Christensen vorüberzugehen, ohne eine Nachahmung altnordischen Filigran-Schmucks oder ein Stück älteren norwegischen Bauernschmucks zu ersehen. Viele Damen von Geschmack pflegen diesen Schmuck auch selbst zu tragen, andere machen damit billige Geschenke. Und weshalb schenkt sich manche Dame, diese zierlichen, leichten Gebilde aus den feinsten Gold- und Silbersäden zu tragen? Eben weil sie billig sind, weil unsere Zeit leider viel mehr auf den materiellen Werth des Damen-Schmucks sieht, als dessen künstlerische Qualität würdig; weil unsere Damen lieber Diamanten und schwer belastende Ketten tragen, als sich wirklich „schmücken“, — denn Schmuck soll nicht beschweren, sondern zieren, er muß daher leicht und zierlich sein.

Erst die alterthümelnde Mode hat die Filigran-Technik wieder zu Ehren gebracht: wenn ein Stück „alt“ oder, wie man noch lieber sagt, „echt“ ist, dann verleiht ihm Alter oder Echtheit einen gewissen Werth; darum kann man es ohne Schen tragen, zumal dasjenige, was alt ist, bei Vie len auch für schön gilt. Und unter dem alten Schmuck, wie ihn viele Landleute als nothwendigen Theil alter Volkstracht in einigen Gegend Europa's noch tragen oder bis vor Kurzem trugen, hat sich neben manchen Arbeiten in anderen, sonst verlorenen Techniken auch Filigran-Schmuck erhalten. Letzteren sammelten in neuerer Zeit die Museen; viele Damen fanden Geschmack an diesen Arbeiten und legten ihn an; andere machten die Mode mit, und so konnte sogar die Industrie diese Technik wieder aufnehmen.

Aber wie kam das Filigran in jene, oft weit abgelegenen, von dem Strome moderner Touristen gar nicht oder selten berührten Gegen den? Woher hatten denn die Landleute, deren Geschmack doch bekanntlich

„böhmerisch“ ist, jene niedlichen Schmuckstückchen zu einer Zeit, da die vornehme Welt sich mit dem geschmacklosen Zeug behing? Woher kam ihnen die Fertigkeit, diese Arbeiten herzustellen, während kein geschulter, jüngster Goldschmied im Stand war, in dieser Technik zu arbeiten? Die Antwort auf diese Frage ist sehr einfach: an jenen abgelegenen Orten hat sich durch Tradition von Vater auf Sohn durch Jahrhunderte eine Technik und deren Muster erhalten, welche, früher allgemein auch in der Stadt geübt und geschnitten, im Laufe der Zeit, infolge von Wechsel im Geschmacke, durch andere Techniken verdrängt und in Vergessenheit gerathen war.



Ungarische Majolika-Lampe,
aus Bronze ausgeführt von Carl Ratenius & Co.,
fa. Hohleranten in Berlin. Ein Viertel natürlicher Größe.



Lampe mit Bronzefuß.

Ausgeführt von L. Bauch, vorm.
Paul Stoy & Co. in Berlin.
Höhe incl. Cylinder 55 Cent.



Thermometer,

in Bronze ausgeführt von L. C. Bauch, vorm.
Paul Stoy & Co. in Berlin. Höhe 25 Cent.



Ziergefäße

aus Feinguss, mit buntfarbigen Ornamenten in echter Emaille. Unter Nachbildung griechischer und aldeutischer Muster ausgeführt von Th. Kommerell in München. 50—55 Cent. hoch.

Die Filigran-Arbeit finden wir bei den meisten Völkern, deren Kunselfertigkeit uns aus hinterlassenen Werken bekannt ist; fast überall, wo wir in den ältesten Zeiten Schmuck finden, ist es Filigran-Arbeit. Im Laufe der Jahrhunderte hat sich die Technik fast gar nicht verändert, weil sie sich eben aus dem Material selbst ergab. Seit dem Alterthum kann man deutlich zwei Arten derselben unterscheiden, welche zu verschiedenen Zeiten, je nach Geschmack, mehr oder weniger in Uebung waren. Der Name Filigran, dem Alterthum unbekannt, leitet sich ab vom lateinischen filum, der Faden, und granum, das Korn; er bezeichnet also eine aus (Metall-) Fäden und Körnchen hergestellte Verzierung oder Verzierungsweise. Das Vorhandensein der Körnchen ist ein wesentliches Erforderniß des Filigrans, oder es muß wenigstens durch Einkerbung der Fäden oder Drehen derselben der Eindruck des Gefürenten hervorgebracht werden. Arbeiten aus einfachen, auf flache Metallplättchen gelöhten Drähten, wie wir sie in barbarischer oder klassisch-antiker Kunst finden, bezeichnet man nicht als Filigran, ohne jedoch dafür einen besonderen Namen zu haben.

Das aus Gold- oder Silberdraht gebildete Muster wird meist auf eine Platte aus gleichem Metall aufgelöst, der Draht mit Körnchen belegt oder gekreuzt. Häufig ist auch der Grund

mit ganz feinen, winzigen Goldkörnchen dicht besät, so daß er ein weiches, sammetartiges Aussehen erhält. Die Herstellung dieser feinen Körnchen ist ebenso einfach, als sie den Meisten unbegreiflich erscheint.

Ganz kleine Abschnitte von feinstem Golddraht werden in Kohlenstaub, der sie getrennt hält und vor Vereinigung schützt, zum Schmelzen gebracht, wobei sie die Kugelform annehmen. Die andere Art Filigran ist die Arbeit ohne Unterlage einer Metallplatte; das Ganze ist also ein à jour gearbeitetes Gesicht, welches, nur an den Kreuzungstellen der Drähte gelöst ist, oft noch mit einem zusammenhaltenden Reifen umgeben ist. Auf den Löchstellen pflegen dann die meist größeren Körner zu sitzen.

Die ornamentale Verwendung des Filigrans ist naturgemäß eine beschränkte; die Feinheit und Empfindlichkeit der Arbeit läßt es zum Schmuck eigentlicher Gebrauchsgeräthe völlig ungeeignet erscheinen. Auch die Zeichnung muß sich in gewissen Grenzen bewegen: die Spirale oder der Bogen in mannigfacher Form und Verbindung mit Rosetten und Sternen geben geometrische Muster, gestalten auch wohl stilisierte Blumen, niemals aber figürliche Darstellungen. Auch diese Musterung weist von selbst wieder auf den Schmuck hin, und zwar auf den Goldschmuck, da das dehnbare Material die Drahtarbeit besonders begünstigt.

A. Pabst.

(Schluß in nächster Nummer.)

Nachdruck verboten.

Zigeuner-Schönheit.

Von Hugo Klein.

Jeder hat ein anderes Ideal von Frauenschönheit; wer bräuchte es aber über das Herz, auch nur Einem Unrecht zu geben?! Die Nordländerin hat ihre verführerischen Reize, wie die Tochter des Südens; die blauen Augen haben ihre Poësie, wie die dunklen ihre Gluth; die stolze, majestätische Schönheit imponirt und beeindrückt, die zierliche Anmut gewinnt das Herz. Die milieifische Venus mag das vollkommenste Bild weiblicher Schönheit sein; wer möchte aber darum die Phryne Canova's schmähen, das Auge der Grazie ihren Formen verschließen? Vermag der Liebreiz der Rafael'schen Madonna den Typus in Schatten zu stellen, den die dunklen Heiligenköpfe Murillo's bieten? Bewundernd verweilt der Blick bei den Madonnen-Gesichtern Correggio's, die in stiller Höhe über uns schweben, und rascher schlägt das Herz, wenn uns die Frauenbilder Tizian's ihre verführerischen Reize enthüllen. Der Werth der Kunstwerke, die der Pinsel des Malers schuf, mag verschieden sein; ist dies aber auch der Werth jenes andern herrlichen Kunstwerkes, das die Natur im Weibe schuf, der Werth der Frauenschönheit? Welche ihrer Varietäten verdient für sich allein den goldenen Apfel? Aphrodite wandelt in unzähligen Gestalten unter uns. Die Rose mag die Königin der Blumen sein, aber welche der Rosenarten ist die schönste? Man hätte eine bittere Qual der Wahl, wollte man bei jeder das Ayr und Wider prüfen; der Weise aber wird sich nicht beirren lassen, wird sich froh des Rosengartens freuen, seines Glanzes und Dutes, wird kein Blümlein mißachten und jedem Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Alles das bringe ich hier vor, um für eine Schönheit eine Liane einzulegen, die nicht allgemein anerkannt, weil nicht allgemein bekannt ist. Besonders Damen lieben es, irgend eine dunkle Schönheit, der sie nicht gewogen sind, wegwerfend mit dem Worte abzuhun: „Es ist Zigeuner-Schönheit!“ Verdien aber die Zigeuner-Schönheit wirklich die Missachtung, und vor Allem, hat die strenge Richterin eine solche Schönheit in all ihrer Pracht bereit vor Augen gehabt? Denn man muß weit Länder durchmessen, um zu ihr zu gelangen. Die Frauen der Gitano's in Sevilla, die Jingari-Mädchen in Mostau sind vielgerühmte Beautés. Ich bin noch nicht in die Lage gekommen, sie lernen zu lernen; wohl aber lerne ich die ungarischen, siebenbürgischen und rumänischen Zigeunerinnen, und wenn ich an sie zurückdenke, tauchen in meiner Erinnerung herrliche Bilder auf, vor welchen ich in rein künstlerischer Bewunderung verblüffte, wenn ich am lautesten ihr Lob singen wollte. Sie sind die Töchter eines geächteten und verfolgten Volksstamms, dem Missachtung und Verfolgung vielleicht nicht ganz ohne Schuld zu Theil geworden, aber ihren Reizen muß man wohl Gerechtigkeit widerfahren lassen. Diese schwunden Geschöpfe, welche im Mittelalter in Deutschland gebrandmarkt wurden, wenn man ihrer habhaft werden konnte, von denen die englischen Ladies noch im vergangenen Jahrhundert ihre jungen Doggen säugen ließen, und die in Frankreich gehegt wurden wie ein Wild, repräsentieren einen eigenartigen und verführerischen Typus der weiblichen Schönheit.

Sie haben auch ihren Maler gefunden. Wer kennt nicht die „Zigeunerinnen“ Georg Bastagh's? Für das Recht, dieselben im photographischen Wege und im Deldruck vervielfältigen und verkaufen zu dürfen, wurde dem Künstler ein Vermögen gezahlt, und wer sein Gemälde Bastagh's selbst zu Gesicht bekommen hat, sah zum Mindesten gewiß eine Photographie oder Chromolithographie seiner Bilder. Aber weder Photographie noch Deldruck können von dem natürlichen Reize der Originale einen vollen Begriff geben. Bastagh malt die siebenbürgischen Zigeunerinnen mit dem verführerischen Glanz ihrer weichen, braunen Haut, mit ihren dunklen Augen voll flüssigen Feuers, mit ihren vollen, rothen Lippen, um die etwas liegt, wie ein Rädchen oder ein Begehren, mit den schlanken, üppigen Gefalten der Königinnen der Steppe. Er malt sie in dem prächtigen Purpore, den sich die weibliche Haus-Industrie der Rumänen zusammenzustellen weiß, mit den bunten Röcken und Überwürfen, den langen, schmalen Schürzen aus teppichartigem Stoffe, mit goldbeschweibten Quasten und Tröddeln, den weißen Kopftüchern, in deren Bordüren zarte Blumen-Girlanden gestickt sind, — alle diese Gewänder an einzelnen Stellen mit schimmernden, silbernen Plättchen bedekt, und schließlich mit dem Collier der dünnen, mattglänzenden, goldenen Münzen und Amulets auf dem braunen, sammtenen Raden. In diesem fremdartigen, malerischen Kostüm kommen die vollen und doch agilen, üppigen und doch schlanken Gestalten prächtig zur Geltung. Nicht jedes Zigeunerinnen kann sich eines solchen Prunkes rühmen, doch ist er allerdings zu Hause bei der Zigeuner-Aristokratie in den Ortschaften Siebenbürgens, die ein reichschaftenes Gewerbe ausübt, oft Haus und Hof besitzt und Sterne zählt. Manches Mitglied dieser Gilde wird zwar im Laufe der Zeit fahnenflüchtig und verläßt den heimischen Grund, um in die weite Welt zu ziehen. Das ist dann ein schönes Leben, wieder frei durch das Land wandern zu können, über Berg und Thal, durch den flüsternden Wald und über die grünen Wiesen. Dann freilich tragen die braunen Zigeunerinnen keine goldgezückten Jäckchen mehr; die Kleider sind zerstört und durch den Staub der Straße geschrämt. Auch solche Zigeunerinnen malt Georg Bastagh, — sind diese minder schön?

Es giebt in Ungarn mehr als hunderttausend Zigeuner, und so kann es nicht Wunder nehmen, daß sie auch in der Hauptstadt ihre Kolonie haben. In der Budapestier Floriani-gasse, — sie liegt in einer südlichen Vorstadt, — wohnen die Zigeuner-Musikanten der ungarischen Hauptstadt mit Kind und Regel. Das öde Exterieur der Gasse läßt es nicht vermutthen, daß das lebhafte Völckchen hier seine Zelle aufgeschlagen hat; wenn man aber in die weiten, schattigen Höfe blickt, so sieht man die splinternackten Zigeunerkinder zu Dutzenden im Sande spielen, und tritt man in ein Haus, so hört man sofort den eigenthümlichen Zigeuner-Dialekt aus dem Kinderlärme heraus. Und aus jedem Hause erdröhrt Fidellklang und gemahnt den Fremden mit den feurigen Rhythmen des Csárdás oder der schmelzenden, melancholischen Weise eines ungarischen Volksliedes, daß man sich in einem „musikalischen“ Viertel befindet. Am Abend ziehen die männlichen Bewohner, mit ihren Instrumenten beladen, aus, um in irgend einem Gasthause oder Privat-CirkeL aufzutreten. Dutzendweise giebt es solche „Banden“, denn man will überall in Budapest Zigeuner-Musik hören, welche bei seinem Feste, seinem Gelage, an seinem Balle fehlt. Im Sommer musizieren die Zigeuner im Grünen und bringen

in ihre ärmliche Behausung, für Frau und Kinder, welchen sie mit rührender Zärtlichkeit zugethan sind, reichen Vorrath heim.

Zu ihren freien Stunden musiciren sie zu Hause. Sie spielen da ihre schönsten Lieder, und die Zigeunerinnen singen den Text dazu. Diese Lieder haben niemals eine Note gelautet, wie ihre Väter und Brüder; sie singen aber nach einmaligem Hören jedes Lied, und wäre es das schwierigste, so fehlerlos und correct, wie die routinierteste Opern-Diva. Es giebt bei diesen Naturkindern viele prächtige Stimmen, frische Stimmen von überwältigendem Klange und verblüffender Tonfülle, wie sie manche Bühne vergebens sucht, vergebens mit allem Gold bezahlen möchte. Diese Sängerinnen aber därfest nicht nach Geld und Ruhm. Nach dem ersten empfinden sie nicht jenes unstillbare Sehnen, daß andere Menschenkinder erfüllt, und für den letzteren haben sie vollends kein Verständniß. Welche andere Aufgabe, so denken sie wohl, hat ein Zigeunerinnen in der Welt, als zu lieben, wenn möglich zu heirathen und eine Mutter zu werden, die gute Musikanter erzieht? Bei der Genügsamkeit und Anspruchslosigkeit dieses Völkchens, welches hente das leichtgeworbene Geld fröhlich verproft, ohne morgen das Gefühl der Entbehrung hart zu empfinden, wenn es den Hunger nur mit einer trocknen Brodtromme stillen kann, würden die glänzendsten Anerbieten kein Mädchen veranlassen, aus seiner Obscurität hervorzutreten; in dieser Beziehung besitzen sie alle eine heilige Sche.

Die Mädchen verstehen sich im Ueblichen auch auf ganz besondere stimmliche Kunstrückchen. Sie ahnen jedes Instrument, das ihre Brüder und Liebhaber spielen, in überraschender Weise nach; es sind lebendige Löwen, Clarinetten, Violinen, Cello's und sogar Bassgeigen, die man vor sich sieht, und welche ihre hölzernen Collegen schon deshalb in Schatten stellen, weil diese unmöglich jenen Ausdruck besitzen, dessen sich jene rühmen können, nämlich den beredtesten Ausdruck der dunklen Augen voll flammander Gluth, die den verbisssten Feind der holden Musika befreien könnten.

Am Abend, wenn die Zigeunerinnen paarweise und in Gruppen, lachend und scherzend, die engen Gassen ihres Viertels durchschreiten, kann man ungehindert diese in Budapest wohlrenommierten Schönheiten bewundern. Freilich ist das Zigeunerblut in der ungarischen Hauptstadt nicht mehr ganz rein, und man findet bei den Zigeunerinnen hier oft sogar Blondhaar und einen glänzend weißen Teint. Unverfälscht tritt uns aber der Typus in allen Fällen in dem weiten ungarischen Pusztelande und auf den Bergabhängen Transsilvanien, in den Zigeuner-Vierteln Kronstadt's und Hermannstadt's entgegen. Hier heirathen die Zigeunerinnen nur Männer ihres Stammes, die ihnen auch am treuesten und zärtlichsten zugethan bleiben. In den Volksliedern der transsilvanischen Zigeuner, welche Heinrich von Klitschki gesammelt und vor einigen Jahren herausgegeben hat, finden sich viele kleine Dichtungen, in denen diese zärtliche, durch die Stammbewandtschaft betonte Liebe während zum Ausdruck kommt. So singt der arme Zigeuner:

Schön ist wohl die weiße Maib,
Schön ist auch ihr seidnes Kleid.
Mein Zigeunerliebchen braun
Ist doch schöner anzuschau;
Sezt zu mir in's Gras sich still,
Herzt mich, küßt mich, wie ich will.

Und ein anderes Mal:

Der Himmel hat seine Sternenschar,
Die Erde viel Blumen wunderbar.
Ich seh' nicht dahin, will lieber nur schau,
Mein armes Zigeunerliebchen braun.

Sie ist ihm Blume und Stern, dem armen, vielgestoßenen, vielgeprügelten Patron, der in der ganzen Welt bei Niemandem Liebe findet, als bei seinem Weibe, das willig mit ihm das Los der Paria's trägt, jede Entbehrung mit ihm teilt, ihm über alle Landstraßen Europa's, bis in die fernsten Länder folgt, für ihn bettet und stiehlt, wenn es ihm selbst an „Arbeitskraft“ gebracht. Ein seltsames Völckchen, furchtbar! Und mag es dem Zigeuner auch sonst nicht am besten ergehen auf Erden, das Eine ist sicher: eine wunderschöne Frauenblume ist ihm zur Gefährtin geworden. Es ist leichter, sie zu bewundern, als sie zu schildern; von Frauenreien lassen sich mit der schwachen Feder nur düstige Vorstellungen bieten. Darum will ich nochmals auf die Gemälde des ungarischen Künstlers verweisen. Der glühvolle Pinzel Bastagh's hat diesen Typus in schimmernden Farben auf der Leinwand festgebannt. Seine braunen Mädchengesichter lassen es wohl begreiflich erscheinen, wenn sich die Burischen im Dorte von diesen Beautés mit dem leidlichen Debrecziner Peitschen im Munde gern einen Liebesstrahl brauen, wenn sich vornehme Herren für funkelnde Diamanten von ihnen gern etwas Schönnes wünschen lassen. Es ist ein eigenartiger, interessanter, verführerischer Typus, — man schaue mir nicht die „Zigeuner-Schönheit“!



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Literarisches. — „Unsere klassischen Meister“, musikalische Lebens- und Charakterbilder von Otto Gumprecht. Zweiter Band (Leipzig, Haefel). Die folgenden Zeilen gelten dem jüngsten Kinde des Unterzeichneten, das soeben die Presse verlassen. Er nimmt sich die Freiheit, es mit einigen Worten den Leserinnen dieses Blattes vorzustellen, nachdem dessen ältere Geschwister im vergangenen Jahre die gleiche Kunst zu Theil geworden. Allenthalben ist die liebe Mutter des Verständnißes und nirgend mehr als innerhalb derjenigen Kunst, die in Tönen denkt und dichtet. Die reine Opferflamme dieser Liebe zu nähren, war das Ziel, das dem Verfasser bei seinen musikalischen Lebens- und Charakterbildern vorgeschwobt. Er wollte ein dem allgemeinen Verständniß freundlich entgegenkommendes Haus- und Familienbuch schreiben, in leicht fühlbarer Form von den persönlichen Schicksalen der Meister und dem geistigen Gehalte ihrer Schöpfungen gerade so viel mittheilen, als dem Durchschnittsnach musikalischer Wissbegier freut. Das Werk, in welchem er die Summe seiner in unausgeglichenem, langjährigem Verkehr mit der Tonkunst gewonnenen Erfahrungen und Überzeugungen niedergelegt, ist jetzt zum Abschluß gelangt. Es gliedert sich in vier Thene, deren jeder wiederum ein kleines Ganjes für sich bildet.

Der erste der beiden, „Unsere klassischen Meister“ betitelten Bände beschäftigt sich mit Sebastian Bach, Händel und Gluck.

Vorausgesetzt ist eine längere Einleitung: „Warum treiben wir Musik?“ Der Einstuß würde hier in Betracht gezogen, den die Lieblingstunft des heutigen Geschlechts fort und fort auf dessen gesamtes Empfinden übt, namentlich auch der von ihr in der Erziehung unserer Jugend gestiftete Ruhm und Schaden. In dem jüngst veröffentlichten zweiten Bande handelt es sich um die drei Hämpter der Wiener Schule. Haydn's Leben gewährt das anheimelnde Schauspiel einer fast ununterbrochenen Idylle, das Mozart's den Anblick eines rastlosen, harren Kampfes um's Dasein, das Beethoven's den Eintrud nie ruhenden, nie sich genugthuenden Strebens nach den höchsten Idealen. Weilt das Auge mit innigstem Behagen auf dem liebenswürdigen, seelenvollen Antlit der beiden älteren Meister, so bewegen wir uns in bewundernder Demuth vor ihrem Nachfolger. Ja, dieser war ein Titan, ein gewaltiger Streiter, der heldenhaft mit den stürmischen Leidenschaften in der eigenen Brust und der erbarmungslosen Heimsuchung gerungen, die ihm das Schicksal auferlegt. Jenen verdankt aber seine Tonsprache die wie mit feurigen Jungen redende Kraft und Gluth des Ausdrudes, während die Tanbheit des älteren Ohres die Feindseligkeit des inneren unendlich gesteigert und zugleich dem aus der menschlichen Gesellschaft Verstoßenen zur Genossin und Trostherin nur noch seine Kunst, die Verhüttung in ihr als einzige Quelle des heiligbegehrten Glücks übrig ließ.

Die beiden anderen, unter dem Titel „Neure Meister“ bereits 1883 in zweiter Auflage erschienenen Bände enthalten die Lebens- und Charakterbilder von Schubert, Mendelssohn, Schumann, Chopin, Weber, Rossini, Auber, Meyerbeer. Stets knüpft der Genius des Kunstwerkes auch ein persönliches Band zwischen uns und dessen Urheber. Wir suchen hinter dem Künstler den Menschen, wollen ihn von Angesicht zu Angesicht schauen, die Hand drücken, die eine solche Fülle von Wohlthaten der Welt gespendet. Diesem Herzensbedürfnis, diesem gebreiterischen Drange der Liebe und des Dantes Weg und Ziel zu weisen, ist das Bestreben des Verfassers gewesen.

D. G.

Geschichte der modernen Kunst. Von Adolf Rosenberg. Zweite Abtheilung. Die deutsche Kunst. Erster Abschnitt, 1795—1848 (Leipzig, Brunow, das Heft M. 2). — Der unbestrittene Erfolg, dessen sich der erste Band des im großen Stile angelegten Werkes, die Darstellung der französischen Kunst, in den zunächst beteiligten Kreisen zu erfreuen hatte, ließ dem nun begonnenen zweiten Theile mit Erwartung entgegensehen. Das vorliegende erste Heft, die Entwicklung der deutschen Kunst vom Ende des vorigen bis in den Anfang dieses Jahrhunderts umfassend, ist wohlgeeignet, diesen Erwartungen zu entsprechen. Der Autor zeichnet sich vor anderen Kunstgelehrten durch die ruhige, lichtvolle Vortragweise aus, die sich von der Phrase, wie von der Rücklichkeit gleich weit entfernt hält. Der schneidige Kritiker tritt vollständig hinter den objectiven Historiker zurück, den jede Einzelströmung nur insofern interessirt, als sie auf den Gang der Entwicklung im Großen einwirkt. Neben die jedesmalige Stärke dieser Einwirkung wird sich streiten lassen, und besonders die östlichen Puristen und Raffaelisten werden wenig damit einverstanden sein, daß Rosenberg mit Garstens und Thorwalden nicht eben glimpflich verfällt. Aber Niemand wird die Berechtigung des Verfusses bestreiten können, die frötlöse Schwarmerei für diese beiden talentvollen klassischen Elletiter auf ihr natürliches Maß zurückzuführen. Rosenberg streitet ihnen zunächst die energische künstlerische Individualität ab. Was Garstens betrifft, so hat man ihm, um seine offensären Schwächen zu verdecken, ein Märtyrerthum angedichtet, das sein Talent nicht zur Reife kommen ließ. Rosenberg weist die Unhaltbarkeit dieser Legende nach und zeigt, wie Garstens troch allseitiger Unterstützung und Förderung aus inneren Gründen nicht über die engen Grenzen seiner wesentlich formalen Begabung hinauskommen konnte. Bei aller Anerkennung für das feine Stilgefühl Thorwaldsen's im Einzelnen deutet er dann die Grunds-Irrthümer des Künstlers in der Gesamtmaueraffassung der Antike auf. Mit den Nachahmern der beiden Meister findet sich Rosenberg verhältnismäßig kurz ab: die ganze Richtung verläuft eben thatächlich im Sande und geht an der Individualitätslosigkeit ihrer Anhänger zu Grunde. — Die Anlage des ganzen Werkes zeichnet sich vor der ähnlichen Unternehmungen hauptsächlich in zwei Punkten aus: einmal behandelt der Autor die drei Schwesternkünste, Baukunst, Bildhauerei und Malerei, in steitem Zusammenhange, und dann ist ihm die Gesamtentwicklung derselben keine an sich selbst zu erklärende Einzelerscheinung, sondern das Resultat einer Reihe von Einwirkungen, die auf allen Gebieten des Culturlebens zu juchen sind. Was seine Arbeit durch diese Auffassung an Übersichtlichkeit verliert mag, das gewinnt sie reichlich an Höhe des Standpunktes und an Weite des Horizontes.

G. R.



Aus der Frauenwelt. — Der Allgemeine deutsche Frauenverein hielt am 28. und 29. September hier seine dreizehnte Generalversammlung ab. Aus dem von der Vorsitzenden des Vereins, Frau Luisa Otto-Peters, erstatteten Bericht ergab sich, welch einflußreiche Schritte der Verein in den zwei Jahrzehnten seines Bestehens in Bezug auf Fortbildungskurse und Berufsschulen für Mädchen, Rädegarbergen, Lyre, u. s. w. gethan, und welche Erfolge er überhaupt im Dienste der Bildung und Humanität erreicht hat. Die Berichterstattung anderer Damen erstreckte sich auf die verschiedenen, unter ihrer Leitung oder Mitwirkung stehenden humanitären Anstalten, und hieran schlossen sich Vorträge über die Gemeinde-Armenstiftung, über die Lohnverhältnisse der Arbeiterinnen u. a. m. In Bezug auf das letztere Thema wurde nachgewiesen, wie schwierig es damit heute aussieht, und wie notwendig eine den Arbeitslöhnen der männlichen Arbeiter entsprechende Erhöhung des Lohnes erscheine.

Oldenburg. — Durch Verleihung der silbernen Medaille wurde auf der hiesigen Gewerbe-Ausstellung Frau Hermine Wernigk zu Oldenbourg ausgezeichnet. Die durch die Leistungen ihres Ateliers rühmlich bekannte Dame hatte vierzehn Stückerei ausgestellt, in denen alle Stilarten und die verschiedensten Techniken, von der Flach- bis zur Applications-Stickerei, vertreten waren. Dabei berührten sämtliche Muster auf selbständigen Entwürfen, und die Ausführung zeichnete sich durch künstlerische Einheit aus. Besondere Anerkennung fanden durch ihre vollendete Farben-Harmonie die Arbeiten nach dem Vorbilde der herrlichen italienischen Posur-Stickereien des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, bei welchen neben der Radel noch der Pinsel des Malers zu Hülfe gerufen war.

Wien. — Die Witwe Hans Canon's, des kürzlich verstorbenen berühmten Malers, der leider außer seinem Ahnem fast nichts hinterlassen hat, würde mit ihrem zweijährigen Sohn ein einer traurigen Zukunft entgegensehen, wenn nicht die Wiener Künstler-Gesellschaft, deren Kasse Canon durch so viele heitere und glückliche Einfälle reiche Einnahmen zugeführt, es als eine Pflicht der Pietät gegen den Verbliebenen betrachtete, die Existenz seiner Familie sicher zu stellen. Demnächst soll im Schoße der Künstler-Gesellschaft vereinbart werden, welche Fürsorge in dieser Richtung zu treffen sei. Inzwischen aber hat Graf Hans Wilczek, der hochberühmte Kunstmäzen, wieder einen Act der Münificenz geübt: er übersandte Frau Canon die Summe von zwanzigtausend Gulden, mit der Bestimmung, daß dieselbe für ihr Sohnlein fruchtbringend anzulegen sei.

Luzern. — Mit großem Glanze wurde hier die Verlobung der Prinzessin Karoline von Bourbon, Tochter des Don Franz Paul von Bourbon, Grafen von Trapani, mit dem Grafen Andreas von Zamoyski gefeiert. Die Braut ist eine Cousine Franz II., des ehemaligen Königs beider Sizilien; der Bräutigam, — seine Mutter ist eine geborene Gräfin Potocka, — gehört dem höchsten polnischen Adel an. Die Vermählung soll am 19. November in Paris stattfinden.

Amsterdam. — Im Alter von siebenundsechzig Jahren verschied hier Frau Kleine-Gartman, die berühmteste der niederländischen Tragdinnen. In der von ihr geleiteten Theaterschule hatte sie zahlreiche Künstlerinnen, die heute zu den Zielen der niederländischen Bühne gehören, herangebildet.

Paris. — Die Trauung der Prinzessin Marie von Orleans mit dem Prinzen Waldemar von Dänemark sollte am 22. October auf Schloß Eu stattfinden, nachdem die bürgerliche Eheschließung vorher auf der dänischen Gesandtschaft zu Paris erfolgt war. Unmittelbar nach der Trauung gedachte das junge Paar sich nach Stunden zu begeben, um dort einige Wochen beim Herzog und der Herzogin von Cumberland zu weilen. Ein reiches Hochzeitsangebinde erhielt die Prinzessin durch den Herzog von Cumale, welcher derselben aus seinen Revenuen ein Jahreseinkommen von hunderttausend Francs verschreiben ließ. Ohne diese Spende würde es um den Haushalt der Neuwähnten nicht eben fürstlich ausgesehen haben. Prinz Waldemar besitzt eine Jahresrente von etwa achtzigtausend Francs, und der Herzog von Chartres, der außer der Prinzessin Marie noch mehrere Kinder hat, verfügt nur über ein Einkommen von achtundhunderttausend Francs, sodass die Mütter seiner Tochter nicht allzu reich ausfallen könnte.

Bor etwa zwei Jahren verehrte die Herzogin von Ujés dem Maler Jacquet zum Dank dafür, dass er ihr Portrait gemalt, zwei junge Löwen, ein Männchen und ein Weibchen. Die Herzogin gilt für eine etwas genue Dame, und es wäre möglich, dass sie, indem sie sich gegen den Maler gnädig erwies, zu gleicher Zeit sich auf gute Art zweier Kostgänger entledigen wollte, deren standesgemäße Erhaltung bei den Pariser Fleischpreisen durchaus nicht wohlfeil zu stehen kommt. Der Maler war von dem Geschenke entzückt, denn die kleine Menagerie erwies sich als eine gute Reklame; die Zeitungen sprachen von Jacquet's Löwen, die amerikanischen Damen wollten diese ungewöhnlichen Haustiere durchaus sehen, und sein Atelier erfreute sich eines Zulaufes, den seine Bilder bis dahin nicht hatten hervorruft können. Die Thiere gediessen prächtig und waren ganz zahn, jedoch man sie im Atelier frei herumlaufen ließ. Allein noch einem Jahre wurde die Löwin krank und verendete nach kurzem Siechthum. Auch der Löwe erkrankte bald nach dem Hinscheiden seiner Geschäftin. Er hatte die Gewohnheit angenommen, sein Nachmittagschlafchen auf dem fühlen, feuchten Rasen im Garten des Malers zu halten, und holt sich auf diese Weise einen Rheumatismus, der ihm die bittersten Qualen verursachte. Es war floglich anzusehen, wie er, in warme Decken gehüllt und die mächtigen Hinterpranken in Filzstiefeln steckend, sich in seinem Gliederreihen wand und krümmte. Die Löwenwärter des Jardin des Plantes und ein Menageriebesitzer, die zu Rath gezogen wurden, schlugen allerlei Hausmittel vor, die Löwen gut zu thun pflegten; sie halfen aber nichts, und vor Kurzem ging auch der zweite Löwe ein.

Die Vermählung der Sängerin Emma Revada mit ihrem bisherigen Impresario, Dr. Raimund Palmer, fand am 1. October in der Kirche der Passionisten statt. Der Feier wohnte ein großer Theil der anglo-amerikanischen Colonie bei, darunter auch Misses Maday, die Gattin des bekannten Millionärs. Als Trauzeugen fungierten u. A. Tommaso Salvini, der berühmte italienische Tragöde, und der Marquis del Grillo, ein Sohn der Ristori. Als Brautjungfern dienten Schülerinnen der Frau Marchesi, bei welcher auch Emma Revada ihre musikalische Ausbildung erhalten hat. An den Musik-Aufführungen beteiligten sich die ersten Kräfte der Pariser Bühnen. Die Sängerin, welche sich jetzt Palmer-Revada nennt, wird am 10. November eine Concert-Reise nach Amerika antreten.

London. — Am 20. Juni 1886 tritt die Königin Victoria das fünfzigste Jahr ihrer Regierung an. Schon jetzt beschäftigen sich die Corporationen der englischen Hauptstadt mit Entwürfen, um das Jubiläum der Thronbesteigung in großartiger Weise zu feiern.

Zwei Nichten des bekannten Parlaments-Mitgliedes John Bright, die Geschwister Brockett, hatten neulich vom Badeworte Southport aus mit einem Ruderboot einen kleinen Ausflug auf das Meer gemacht. Zurückkehrend, stießen sie auf einen Mann, der sich beim Schwimmen zu weit in's Meer gewagt und nun, da ihn die Kräfte verlassen hatten, in Gefahr des Ertrinkens schwiebte. Ihn in das Boot zu heben, mißglückte, da der halb Bewußtlose die Mädchen nicht zu unterstützen vermochte; so packte ihn dann die eine der Schwestern unter den Armen, während die Andere aus Leibeskräften dem Strand zurückkehrte. Es gelang den wackeren Mädchen, den Verunglückten an's Land zu holen, wo er durch geeignete Mittel wieder zu's Leben zurückgerufen wurde.

Die Leserinnen werden sich noch erinnern, dass Miss Georgina Weldon, die durch ihre Excentricitäten und ihren Prozeß mit Charles Gounod bekannte Dame, wegen Bekleidung des Missionsdirektors Rivière zu sechs Monaten Gefängnis verurtheilt worden war. Daß diese Bestrafung ihrer Popularität in gewissen Kreisen keinen Abbruch gehabt, zeigte sich am Tage ihrer Freilassung aus der Haft. Am Gefängnissthore wurde sie von ihren Freunden und von Mitgliedern der verschiedenen Vereine, denen sie angehört, empfangen. Die Vereine waren mit Musikkapellen und Bantern erschienen. Eines der letzteren trug die Inschrift: „Alle Ehre und langes Leben für Georgina Weldon, die tapfere Gegnerin der Ungerechtigkeit, die Verteidigerin für die Rechte des Volkes und die Heldin der Reform der Behandlung von Wahnsinnigen.“ Sobald wurde ein langer Zug formirt, dessen Mittelpunkt eine vierspanige Equipage bildete, in welcher Frau Weldon und einige ihrer Freunde saßen. Unter dem Zusammenschluß einer ungeheuren Volksmenge bewegte sich der Zug unter klängendem

Spiele nach dem Hydepark, wo ein Meeting abgehalten wurde. Eine bei dieser Gelegenheit gefaßte Resolution legt der Regierung die Notwendigkeit der Bildung eines Criminal-Appellhofes an's Herz. Auf dem Wege nach dem Hydepark, sowie im Park selber war Frau Weldon der Gegenstand überchwänglicher Ovationen.

Philippopol. — Eine hervorragende Rolle bei der Erhebung Ost-Rumeliens hat ein siebzehnjähriges Mädchen gespielt, Redelja Stojanow, eine Schwester des Redacteurs des bulgarischen Blattes „Borbza“. Bei den Bulgaren gilt es nämlich als „historische Sitte“, daß die Enthronung des Regenten, wenn eine solche vom Volle für notwendig befunden worden, vor einem Weibe vorgenommen wird; demzufolge sollte auch in der gleichen Weise die Absetzung Gavril Pachas, des türkischen General-Gouverneurs, stattfinden. Der Aufstand nahm seinen Ausgang von dem etwa zweieinhalb Stunden von Philippopol belegenen Dorfe Golemo Konare, wo sich die Bauern der umliegenden Dörfer versammelt hatten, um in der Nacht, etwa tausend Mann stark, gegen Philippopol aufzubrechen. An der Spitze der Insurgenten ritt Redelja Stojanow, mit Säbel, Gewehr und Revolver bewaffnet. Im Konat (Palast) des Gouverneurs fanden die Aufständischen die Wachtposten bereits von Mitverschworenen besetzt, und so konnte Redelja mit einer Anzahl Begleiter unbhindert in das Schlafgemach Gavril Pachas dringen, den sie im Namen des bulgarischen Volles und der provisorischen Regierung für verhaftet und abgelebt erklärte. Zu gleicher Zeit wurden von allen Thüren der Stadt die Gloden geläutet und die bereits vorher zusammenberufenen Truppen auf Alexander I., den Fürsten des vereinigten Bulgarien, vereidigt. In dem Tumulte, welcher diese Vorgänge begleitete, trat plötzlich Stille ein, denn in der Vorhalle des Konals erschien Gavril Pachas, von der jungen Amazonen geführt. Mit geogenem Säbel nahm sie neben ihm in dem Wagen Platz, welcher den Gouverneur nach Sophia in's Gefängnis bringen sollte. Langsam bewegte sich der Wagen durch die Straßen der Stadt, und so wurde dem Volle vor Augen geführt, daß die nationale Sitte, die Enthronung durch ein Weib, streng bewahrt werden. Einer Abtheilung jener bewaffneten Bauern, welche Redelja Stojanow angeführt, wurde die Ehre zu Theil, den Fürsten Alexander bei seinem feierlichen Einzuge in Philippopol zu begleiten, und wie-derum ritt die Amazonen an ihrer Spitze.

Madrid. — Spanische Blätter erzählen von einem zwölfjährigen Mädchen, Concepcion Inewa mit Namen, daß während des Wühls der Cholera einen wahnsinnig bewundernswerten Heldentum bewiesen hat. In ihrem Heimatdorf Valpalmas bei Saragossa wurden zunächst der Schullehrer und seine Frau von der Cholera ergriffen, und während Alles die Nähe des Hauses mied, pflegte die kleine Concepcion die Kranken bis zu ihrem Tode und trug dann die Leichname mit dem Pfarrer und dem Arzte nach dem Friedhof. Am folgenden Tage erkrankte ihr Vater und verstarb nach wenigen Stunden, und noch am gleichen Tage wurde ihre Mutter von dem nämlichen Schicksal ereilt. Die Tochter war nicht einen Augenblick von den Eltern gewichen, und nun, wo sie als Weise zurückblieb, war ihr die Sorge für eine hilflose Großmutter, drei Brüder von neuem, sechs und drei Jahren und ein Schwesternchen von vier Monaten überlassen. Concepcion zog das Schwesternchen mit Ziegelmilch auf. Wenige Wochen nach dem Tode der Eltern erkrankte und starb der mittlste Bruder; Concepcion trug ihn auf ihren Armen nach dem Platze, wo die Todtenräuber ihn abholten, und wenige Tage darauf mußte sie dem jüngsten Brüderchen denselben leichten Liebedienst erweisen. Noch immer schien das Unglück nicht erschöpft zu sein, denn auch der älteste Bruder erkrankte. Die Schwester legte sich zu ihm und erwärmte ihn mit ihrem Körper, und zu ihrer unansprechlichen Freude genaus dieser Bruder. Bei alledem hatte sie die Pflege der Großmutter und des Kindes nicht vergessen. Wiewohl die Epidemie in dem Dorfe furchterlich gewüthet hatte, sodass Alles voller Trauer war, so erwartete sich das furchtlose, aufopfernde Benehmen des Mädchens die ungeheure Bewunderung aller, und auf Vorschlag der Behörden wurde die kleine Heldenin von König Alfonso durch Verleihung eines Ehrenkreuzes ausgezeichnet.

Newark. — Die Heldenin eines seltsamen Abenteuers ist Miss Nellie Dean, die Tochter eines Millionärs in Chicago. Als die junge Dame lässig ihren Vater um eine neue, höchst kostbare Toilette anging, machte er ihr Vorstellungen über ihre Verschwendug, wies darauf hin, wie schwer es sei, Geld zu erwerben, und meinte schließlich, gereift durch den Widerpruch der Tochter, er sei bereit, für jeden Gent, den sie durch ihre Hände Arbeit verdiente, ihr einen Dollar zu bezahlen. Das ließ sich die junge Dame, die auf ihre neue Herbsttoilette nicht verzichten wollte, gefestigt sein; sie trat in einer Spinnerei gegen ein Tagelohn von sechzig und einem halben Gent als Arbeiterin ein und hielt es in der Fabrik auch richtig eine Woche aus, sodass sie als Erlös von ihrer Hände Arbeit ihrem Vater die Summe von dreihundertneununddreißig Gents vorweisen konnte. Der alte Herr hielt sein Wort, und Miss Dean befand sich somit im Besitz von ebenso viel Dollars, als sie Gentis verdient hatte. Über die Erfahrungen, welche sie als Arbeiterin gesammelt hatte, waren bei ihr nicht fruchtlos geblieben; sie begnügte sich mit einer bescheidenen Toilette und verwendete den Überschuss des verdienten Geldes für wohltätige Zwecke.

Der goldene Boden für die selbständige Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechtes scheint der Staat Iowa zu sein. Nach einer von amerikanischen Blättern aufgestellten Statistik sind in diesem Staat neunhundertfünfundfünzig Personen Eigentum von Frauen und werden von den Besitzerinnen auch bewirtschaftet; achtzehn Frauen haben Güter in Pacht, sechs treiben Viehzucht, zwanzig Milchwirtschaft, fünf Blumenzucht und Handel, neun Gemüsebau. Dreizehn Frauen leiten Bandschulen, siebenunddreißig sind Vorsteherinnen höherer Lehrinstitute; zehn Frauen wirken als Geistliche, fünf als Rechtsanwälte, eine als Ingenieur, hundertfünfundzwanzig als Kärtzie, drei als Zahnärzte und hundertzehn als Krankenwärtinnen. Das größte Modewaren-Geschäft im Staat Iowa ist dasjenige der Misses Rodles zu Keokuk; im Jahre 1860 begründet, warf es im letzten Jahre einen Reinertrag von achtzigtausend Dollars ab.

Santiago. — In den Städten Chile's sieht man vielfach weibliche Kutscher, und bei den Straßenbahnen sind fast durchweg solche angestellt. Die Einrichtung besteht seit dem Kriege mit Peru, während dessen die gesammelte männliche Bevölkerung für den Waffendienst gebraucht wurde. Bei den Straßenbahnen bewährten sich die weiblichen Kutscher so vorzüglich, daß man sie seitdem beibehalten hat. In ihrer kleidlichen Uniform, den Panama auf dem Kopfe, machen sie, — meist sind es Mädchen von zwanzig bis fünfzwanzig Jahren, — einen sehr schaudernden Eindruck. So heißt deshalb auch, daß ein Hauptvergnügen der männlichen chilenischen Jugend im Fahren auf der Trambahn besteht.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Mode vom November 1785.



Nach einem Stiche aus dem „Cabinet des Modes“ vom November 1785.

Zu Gesellschafts- und eleganten Hauss-Toiletten legt man besonderen Wert auf die Form der Taille und deren Ausstattung. Eine der beliebtesten Formen ist die vorn geöffnete Jachten-taille mit doppelten Bordentheilen. Die unteren derselben werden beliebig kraus oder glatt, oben geschlossen, eifig oder herzförmig ausgeschmitten, auch aus anderem Stoffe, als dem des Kleides, gefertigt. So bestehen sie an unserem Modell, übereinstimmend mit Schärpe und Rock, aus mattlila Seide und sind, wie dieser, mit Spiegelstoff überlegt, während die dem Gent Louis XVI. sich nährende Taille aus dunkelblauem Allodium langen, geschlängelten Schärtheilen eine reiche, in verschiedenen Tonen violette ausgezeichnet.

Die ausgesprochene Kunst, deren sich die Schärpen erfreuen, macht es erfäßlich, daß man bemüht ist, ihnen in Gewebe, Muster und Farben die größte Mannigfaltigkeit zu verleihen. Zu den verschiedenartigen Schärpen werden nun auch passende Bänder zur Out-Garniture fabriert. Derartig zusammengehörige Garnituren findet man nicht nur in Seide, sondern auch in mancherlei Wollengeweben, die wiederum mit den modernen Stoffarten harmonieren. So eröffnen uns als sehr gebiegen und schön unter einer Anzahl Schärpen mit den dazu passenden Bändern eine solche aus blau-roth hangire-



Höhe verschieden breite, verschiedene farbige Bänder begrenzte Streifen im Goldgelb und Roth zeigen, während die Enden eines gleichartigen Bandes (120 Cent. lang, 15 Cent. breit) auf einfarbigem Grunde bunt gestreift waren. An einem anderen Binde haben sich von olivgrünem Wollengrunde 3 Cent.

breite Sammetstreifen ab, welche von persisch gemusterten, mit Goldfäden durchsogenen Streifen durchschritten werden. Von besonders reicher Wirkung war ferner eine nur 18 Cent. breite Schärpe aus pfauenblauem, canevasartigem Grundstoff, der zweitseitig gewebt, eine der Kreuzrich-Stickerei ähnliche Musterung aus Stahlfäden, von einem schmalen Blütenstreifen durchzogen, zeigte; ein zweiter, breiterer Plüschtstreifen begrenzte einen der Seitenränder der Schärpe. (Bezugssquelle: F. Schröder, C. Jenaerstr. 29.)

Für den ersten Frost und später auch zur Schlittschuh-Saison, sowie auf einer winterlichen Reise bildet das aus ausschließendem Jäckchen und Faltenrock bestehende distinguierte Kostüm die bequemste Tracht. Aus dunklem, braunem oder grünem Tuch gefertigt und mit Reiz oder Krimmer in breiten Streifen verzerrt, wird der Kleidungsanzug durch einen kleinen, mit voller Schleife geschmückten Knauf und eines der bereits erwähnten Barets aus einem Filzstapler oder durch eine Kappe aus Tuch mit Pelzbesatz vervollständigt. (Bezugssquelle: F. A. Hesse, W. Leipziger Str. 87.)



Der Sport in seinen verschiedenen Arten bürgert sich immer mehr bei den Damen ein, und wie es längst bei ihnen Sitte ist, die betreffenden Embleme in Gestalt von Brosche, Armband u. s. w. zu tragen, so finden wir neuerdings auch die Fächer mit derartigen Abzeichen geschmückt. Eine dem Ruder-Sport huldigende



Dame wählt nicht allein eine hierauf bezügliche Malerei, sondern die Scheide des Fächers muß auch die Gestalt eines Ruders haben, während die Jägerin eine Jagdszene und die Scheide in Form eines Waidmessers, und zwar wie dieses aus Horn und Metall zusammengelegt, bevorzugt. (Bezugssquelle: E. Zanerwalt, W. Leipzigerstr. 20.)

Zur winterlichen Umhüllung des Halses dienen zwei ganz entgegengesetzte Formen: die in langen Enden herabfallende Pelz- oder Plüscht-Boa und der kleine, dicht anschließende Kragen, welcher, wie an unserem Modell aus Sealskin, vorn in eine mit Halenschlucht

verschneite Schnecke ausläuft. Passend zum Kragen erscheint der zierliche Knauf mit der an den aufgesetzten, durch eine Feder schließenden Tasche, deren praktischer Werth durch ein in denselben befestigtes Portemonnaie aus Leder noch erhöht wird. (Bezugssquelle: F. Drury, C. Jenaerstr. 26.)

Ein kleiner Taschen-Brennapparat ist das Neueste, was die Industrie zur Bequemlichkeit der Damen geschaffen hat. Derselbe besteht aus einem vermittelten, mit einem chemischen Präparat gefüllten und an einem Eisenbeintrag befestigten Metallstäbchen, auf welches sich eine mittelst der beweglichen Platte legt. Beim



Richtgebrauch schiebt man eine gleichfalls vernebelte Hülle über den Apparat. Die Flamme eines Streichholzhens genügt, um das chemisch unschädliche Präparat und durch dieses das Metallstäbchen bis zu einem gewissen Grade zu erhühen, sobald man überall in den Stand gesetzt ist, den Völkchen die verlorene Kräfteleistung wieder zu geben. (Bezugssquelle: Gustav Voß, W. Jägerstraße 46.)

Eine drollige Idee ist es, die kleinen japanischen Gulen, welche in den verschiedensten Größen läufig sind, als Hälter für Tischkarten zu wählen. Man befestigt leichtere in dem mittelst eines Federmessers zu spaltenden Holzschädel des Kätzchens, das gravitätisch neben den Gläsern hockt. Die Karten selbst können zierlich bemalt oder mit getrockneten Blumen verziert sein.



Bei der Gala-Oper, welche anlässlich der Vermählung des Erbgroßherzogs von Baden mit der Prinzessin Hilda von Nassau in Karlsruhe stattfand, trug die hohe Frau ein wohles Allaskleid mit gestickten Silberstreifen, dazu ein Collar von Brillanten und im dunklen Haar kleine, weiße Federn nebst einem Diadem aus Brillanten. Die Kronprinzessin von Schweden hatte lichtblaue, silbergestickte Gaze und reichen Brillantschmuck gewählt.

Die Prinzessin Wilhelm von Preußen erschien in einer rosa, mit weißen Spitzen besetzten Robe, mit rosa Hinterschmuck an Brust und Haupt. Die Erbprinzessin Charlotte von Sachsen-Weiningen hatte eine Robe aus rosa und dunkelrot gemustertem Stoff angelegt, dazu Brillanterne im blonden Haar. Die Großherzogin von Baden trug eine prächtige Toilette aus dunkelrotem Brocat, mit rothen Federn und kostbaren Steinen im Haar.

Das Hochzeitsgeschenk der Großherzoglichen Schwiegereltern, ein großes Brillant-Diadem, trug die Erbgroßherzogin zur Gratulations-Gesellschaft. Alles funkelte an der jungen Fürstin von Edelsteinen, die sie aus dem alten russischen Diamantenschmuck in das neue Heim gebracht, darunter ein Brustgehänge von großen Solitaires. Im Anzuge herrschten zarte Farben vor: eine blaurosa Allasrobe mit silbergesticktem Einfaß, darüber ein Mantel von türkisblauem Sammet, mit reicher Gold- und Silberstickerei; das Diadem übertrug von einer blau-blauen Feder. Die Großherzogin Luisa trug eine frischrote, goldgestickte Cour-Schleife über einem mit großen Rosen gestickten Kleide, die Kronprinzessin von Schweden eine dufte, feindungsstille Sammetschleife über einem Brocattkleide. Die Prinzessin Wilhelm von Preußen erschien in einer mit dunklem Pelzwerk besetzten Robe von weitem Goldbrocat, die Erbprinzessin von Sachsen-Weiningen in Kleid und Schleife von silbergesticktem rosa Allas.

Deine Handarbeiten

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Malereien der Nadel müßte man sie nennen, diese entzückende Bilder-Stickerei in miniature, welche die reizvollen Schönheiten von Boucher's wiederholt und ihm zu Ehren den Namen broderie Boucher führt. Ähnlich den auf Seide ausgeführten kunstvollen Haare- und Seidenstickereien früherer Zeiten, besteht die broderie Boucher

in leichten, seinen Stichen, welche gleich einer Zeichnung nur die Contouren und Schattenpartien

fröhlig markieren, für die mittleren Töne jedoch den Grundstoff selbst wirken lassen und die höchsten Licht-Reflexe mittels einzelner Stiche im hellsten Tone der betreffenden Farbe nur leicht andeuten. Die Stickerei, welche mit der feinsten Organzin-(Haar-)Seide und haarseinem Goldfaden auf weitem, naturfarbenem Kleider gearbeitet wird, läßt sich auch zu anderen Vorlagen, als den zierlichen Bouderischen Zögern benennen, obgleich diese vorzugsweise hierfür geeignet erscheinen. Als Vorlagen der Stickerei dienen entsprechend vorsichtig

Schattierung ausführte Sticken, welche die Nadel verständlich voll wiederzugeben hat. Diese kleinen Kunstschöpfungen, zu eleganten Vor-temponais, Rotzblütern, Albums u. dergl., sind in entsprechenden Größen durch das Kunstmuster-Atelier von Carl Giani jun., Wien VII., Westbahn-Strasse 21, zu beziehen.

Wirthschaftliches

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Speisezettel für die feine und einfache Küche.

	I.	Recept 1119.
Bratuppe		
Gefüllte Gurken		Recept 1120.
Rindsfleisch mit Apfel-Gemüse		Recept 1121.
Tendrons von Rindsfleisch		
Hosenbraten mit Salat von Rothobst		
Reispudding mit Obstsaucen		Recept 1122.
Verschiedene Compotes mit kleinem Badwerk		
Butter, Brod und Käse		

II.

Krautfuppe mit Eierköpfchen	Recept 1123 u. 1124.
Rindsfleisch mit Kapernsauce	
Kleine Hechte mit feinen Kräutern	Recept 1125.
Gebratene Rebhühner mit Sauerkraut	
Balbauschen mit Konfitüre von Kirschen	Recept 1126.
Käpfel und Rüsse	

Recepte.

1119. Fischsuppe. Man kann zu dieser Suppe alle Arten von Süßwasser-Fischen verwenden, doch eignen sich Aale oder Schleie am besten dazu. Von mittelgroßen Aalen streift man die Haut ab, — bei kleineren ist dies nicht nötig, — nimmt sie aus, schneidet sie in 3 Cent. breite Stücke und läßt sie dann in kurzer Brühe von halb Butter, halb Rothwein, worin man vorher Suppentwurzeln austochten ließ, gar. Wenn die Aale abgekocht sind, giebt man die Brühe durch ein sehr feines Sieb und löst von den Kalbstüchern das Fleisch ab, um es in möglichst gleichmäßigen Stücken, mit wenig Brühe angefeuchtet, in die Suppenterrine zu legen und warm zu stellen. Gleichzeitig hatte man

2 Hände voll kleiner Zwiebeln in Butter, Bouillon und wenig Zucker gar gekocht und glaciert, ebenso auch längliche Fischköpfchen von Hecht bereitet und in Bouillon gar gekocht und schließlich 1/4 Liter ganz kleiner Champignons in wenig Butter gedämpft. Die von Rindfleisch, mit einem Zusatz von etwas Kalbfleisch, vorher schon fertig gekochte Suppe vereint man nun mit der Kalbfleiche, läßt Alles zusammen noch 10 Minuten köcheln und legt während der Zeit die Köpfchen, Zwiebeln und Champignons zu dem Kalbfleisch in die Terrine, um im Augenblick des Anrichtens die heiße Suppe darüber zu gießen. — Von Schleien wird die Suppe ebenso bereitet, nur mit dem Unterschiede, daß die Fische nicht abgezogen, sondern geschuppt werden. Auch muß man, da die Schuppen sehr fest haften, die Fische erst einige Minuten in kochendheißes Wasser legen, worauf sie sich dann mit Leichtigkeit schuppen lassen.

1120. Rindsfleisch mit Apfelgemüse. Ein mit Zeit durchwachsenes, gut geräucherter oberes Rippenstück von einem jungen Lachsen legt man mehrere Stunden, auch wohl, wenn es stark geräucht ist, eine ganze Nacht in Wasser. Außerdem bürtet man es, besonders an den tieferliegenden Stellen, tüchtig ab, um es nun mehr, mit siedendem Wasser bedekt, rasch in's Kochen zu bringen und dann, nachdem es zur Seite des Feuers gezogen ist, in 5—6 Minuten ganz langsam feste gar und weich zu köcheln. Gleichzeitig läßt man von 4 Litern Blausöpfeln einen nicht zu dünnen Brei, röhrt, wenn er fertig ist, eine mittelgroße, auf dem Webstuhl geriebene Stange recht weichen, zarten Meerrettich dazu, giebt auch die von 4 Orangen auf Butter abgeriebene Schale, den Saft von 5 Orangen und gestoßene Butter in den Brei, röhrt Alles gut um und reibt es durch ein Sieb. Kurz vor dem Serviren tranchirt man das Fleisch in große, dünne Schnitte, legt sie in ihrer ursprünglichen Form wieder auf die Rippentrocken zurück und thut hiernach das Ganze auf die Mitte einer Schüssel, um es nun mit einem Theile seiner eigenen, gut abgekochten Brühe zu begießen und so zu serviren. Das Apfelgemüse, in einer Gemüselöffel angerichtet, wird extra dazu servirt.

1121. Tendrons von Rindsfleisch. Man schneidet von der Brust eines großen, fetten Milchkalbes das Knorpelstück (Tendron genannt) ab, legt es mit frischem Wasser bedekt, auf das Feuer, läßt es bis beinahe zum Kochen kommen und hebt es dann mit einer Gabel in eine mit frischem Wasser versiebte tiefe Schüssel. Wenn es abgekocht ist, trocknet man es mit einem trocknen Tuch ab, schneidet es in fingerdicke, möglichst gleichgeformte, ovale Scheiben und legt diese in eine breite, flache Gasserole, deren Boden man vorher schon mit feinen Speck scheiben, Schinkenabfällen und feingeschnittenen Suppentwurzeln bedekt hatte. Hierauf gießt man, bis zur Höhe der Tendrons, gute fette Fleischbrühe dazu, bedekt das Ganze mit einem beblätterten Papier und läßt die Fleischscheiben langsam gar und weich köcheln. Der Fond muß zuletzt so kurz eingekocht sein, daß die Tendrons, nachdem man sie in den letzten 15 Minuten fleißig abgeschöpft, während dieser Zeit muß die Gasserole in einem gut geheizten Ofen stehen, — hübsch glänzt erscheinen. Hierauf röhrt man auf einer runden Schüssel gebratenen kleinen, ganz Hartköpfchen an, legt auf die Mitte derselben, einer großen Blume gleich, schmaßhaft bereiteten Blumenzoll, lehnt die Tendrons, welche man aus der Gasserole gehoben und von etwa Anhängendem befreit hatte, ringsum, eines immer ein wenig über das andere legend, französisch doran und servirt eine braune, mit Hilfe des in der Gasserole zurückgebliebenen Fonds bereitete fräulein Sauce extra dazu.

1122. Reispudding. 400 Gr. vom besten Reis brüht man ab, läßt ihn auf einem Siebe ablaufen und läßt ihn darnach in 1/4 Liter Sahne oder guter Milch langsam weich, doch so, daß die Körner ganz bleiben. Hierauf röhrt man 100 Gr. fette, ungelöste Butter, 175 Gr. mit wenig Vanille gestoßene Zunder, an welchem man vorher das Gelbe einer Citrone abgezogen, und eine Prise Salz an den Reis, um ihn dann zum völligen Abschütteln in eine tiefe Schale zu schütten. Wenn der Reis nur eben noch lauwarm ist, thut man, unter beständigem leichten Rühren, nach und nach 2 ganze Eier, 6 Eidotter, 80 Gr. ausgesteckte Rosinen, 50 Gr. sehr feinwürfig geschnittene, candierte Orangenschale und zuletzt den festgeschlagenen Schnee von 6 Eiweiß dazu. Die Masse wird dann folglich in eine mit Butter bestrichene und mit gestoßenen Zwiebeln ausgestreute glatte Gasserole gegeben und in einem mittelheissen Ofen in einer Stunde gar gekochten. Man thut gut, die Form während des Backens auf eine Unterlage von Salz oder Sand zu stellen und, sobald der Reis von oben Garde anzunehmen beginnt, ein Papier darüber zu legen. Beim Anrichten wird der Pudding auf eine Schüssel gestürzt, mit eingemachten Früchten verzerrt und mit einer feinen Obstkause servirt.

1123. Rindsfleisch mit Kapernsauce. Wenn man das Rindfleisch aus der Suppe als selbständiges Gericht essen will, so hat man vor allen Dingen dafür zu sorgen, daß es nach dem Kochen weich und feste und nicht trocken, faserig erscheint. Man wählt daher ein kurzes, dices, mit einem wenig Zeit durchwachsenes Stück, stelle es, mit siedendem Wasser bedekt und in festgeschlossener Gasserole, auf das Feuer, wo es eben anstoßen und dann, folglich zur Seite des Feuers gezogen, ganz langsam, je nach seiner Größe 2 bis 3, auch 4 Stunden köcheln muß. Um den Topf nicht mehrere Male unzügig zu öffnen, giebt man das Salz und die übrigen Zubehör zur Suppe gleichzeitig, wenn das Fleisch eine halbe Stunde lang gekocht hat, dazu. Während die Suppe fertig wird, muß das Fleisch, in etwas Brühe liegend, festgekocht warm gehalten werden.

1124. Kapernsauce. Zu 15 Gr. Butter und einem Löffel voll Mehl giebt man einige fein gehackte Schalotten, macht hiervon eine bräunliche Mehlschwämme, verröhrt diese mit brauner Krautbrühe zu einer klaren Sauce und läßt sie zur nötigen Dose eintrocknen. Hierauf treibt man sie durch ein Sieb, giebt noch 50 Gr. frische Butter, etwas fein gehackte grüne Petersilie und reichlich Kapern mit ihrer vollen Brühe daran, läßt darauf, unter beständigem Rühren, die Sauce nochmals heiß werden, schmeißt sie noch mit Salz und Citronensaure ab und servirt sie zu dem gekochten Rindfleisch. Die Sauce muß sehr bündig, von angenehm säuerlichem Geschmack und fröhlig sein.

1125. Kleine Hechte mit feinen Kräutern. Man löst das Fleisch von kleinen Hechten, ohne es zu zerklüpfeln, aus der Haut und von der Rückenplatte, reibt es mit Citronensaft ein, legt es dann in eine flache, vorher schon mit beiger, gebräunter Butter und einem Kräuterbouquet versehenen Gasserole, streut dann das nötige Salz darüber, beträufelt die Köpfchen auch noch mit etwas beiger Butter, bedekt sie hierauf mit einem beblätterten Papier und stellt sie 15 Minuten vor dem Anrichten in einen gut geheizten Ofen. Nach dieser Zeit hebt man die Köpfchen, alles Anhängende davon entfernd, auf eine passende Schüssel und stellt diese auf eine warme Stelle, am besten auf Wasser dampf. Nun thut man in die Köpfchen ein Löffelchen voll Weizenmehl, läßt es darin, ohne daß es Farbe annimmt, gehörig durchschwärmen und verröhrt dann das Ganze mit einem Glas Rheinwein und etwas hellem Fleischbrühe zu einer leicht gebundenen Sauce, welche nach 2—3

Minuten langem Kochen durch ein Sieb über die angerichteten Hiefe gegossen wird. Mit Fleurons von Blätterteig belegt, wird dies sehr schmackhafte Gericht möglichst warm servirt.

1126. Ballbauschen. Man giebt $\frac{1}{2}$ Liter Milch mit 25 Gr. Zucker, einer Prise Salz und 50 Gr. Butter in eine Casserole, stellt das Ganze auf ein mäßiges Feuer und röhrt, sobald die Milch zu kochen beginnt, soviel seines, durchgesiebtes Weizengehölz dazu, bis sich der daraus gebildete Teig von der Casserole ablöst; diesen röhrt man dann noch einige Minuten und schüttet ihn darauf in eine andere Casserole. Wenn der Teig abgeschält ist, giebt man nach und nach, immer erst das Eine verrührend, ehe man das Andere daran thut, 3 Eigelb und 2 ganze Eier dazu. Nun löst man in einem tiefen Casserole hinreichend Butter, aus Butter, Schweinschmalz und seinem Ölwendel bestehend, heiß werden, bestreift zugleich ein in Größe der Casserole rundgeschnittenes Papier mit etwas von dem Fett, setzt dann mit einem mittelgroßen Löffel (Dessert-Löffel) wallnussgroße, runde Häufchen von der Teigmasse darauf und legt nun das Papier umgedreht in das heiße Fett, um es aber gleich, nachdem die Ballbauschen sich davon abgelöst haben, wieder herauszuziehen. Im Fette schwimmend, werden die Ballbauschen nun unter fleißigem Mütteln und Schütteln der Casserole zu schöner, brauner Farbe gebacken, was ungefähr so viel Zeit erfordert, bis das Papier von neuem mit Teighäufchen belegt ist. Die fertiggebackenen Ballbauschen hebt man einzeln mit einem zu gewünschten Holzspatelchen erst auf Löffelpapier, richtet sie dann, die mit Vanille-Zucker bestreut, auf einer gebrochenen Serviette an und servirt sie recht heiß. Dazu reicht man eine beliebige Obstsaute.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Frage.

Auf. — Eine Freundin aus Mecklenburg schrieb mir vor einiger Zeit: „Wir sind gut mit der Auf! fertig geworden“. Auf meine Anfrage, was das Wort bedeute, und woher es komme, erhielt ich nur ungenügende Antwort. Darf ich in der „Briefmappe“ um Auskunft bitten?

Südbadische Leserin.

Antworten.

Breitcamp v. M. — Ihrem Wunsche ist bereits entsprochen. „Prinz Kloß“, die reizvolle Novelle Baldwin Grollerts, erschien seiten, vorzüglich ausgestaltet, in Ed. Wartig's Verlag in Leipzig (M. 2).

M. S. in Wien. — Weine alkoholischen werden zwar noch getragen, doch gelten sie nicht mehr als „modern“.

Gremstins H. in St. — Die Nummer unserer Zeitung vom 16. März d. J. enthält mit Abb. 14 ein Reitstuck mit Spießen. Derartige Sachen sind dem Geschick der Mode weniger unterworfen.

Z. v. P. in Dresden. — Wir nennen Ihnen die Pensionate der Frau Johanna Weiß, W. Blumenhof 9, der Frau Dr. Betsch, W. Königsgräber Str. 29, und den Freiherrn von Engelbrecht, N. Dorothéestr. 30.

Stan. Dr. H. in A. Elß. — Musterverlagen für Landjäger-Wiebel veröffentlichte die technische Rundschau vom 16. December 1883, Abb. 22—24. Unsere Porträt-Gallerie ist nur für beworragende Zeitgenossen, nicht für Personen der Geschichte bestimmt. Im Uebrigen für Ihre gute Meinung unseres besten Dan.

Hertzen in Böhrisch. — Ein „Hilda-Walzer“ ist von Rosa Bauer in Wien komponirt und die Widmung des Musikstückes auch von dem ergrossverzögerten Paare angewiesen worden.

S. und M. in L. — Ueber Stillungen für Männer, nach Art der Jungfrauen-Stütze, haben wir nichts erhaben können.

S. M. und E. B. in B.; Th. R. in R. — Wir können uns immer von Neuen wiederholen, daß wir für Gedichte durchaus keine Beweisenden; und fanden wir solche nicht jenseit und lassen uns nicht auf eine Beurtheilung ein.

E. R. in T. — Wir bitten, die Antworten in Nr. 19 nachzulesen.

Jetzias, Essena. — Wenden Sie sich betreffs der Farben an die Kunsthändlung von Carl Glanz in Wien. Im Uebrigen wissen wir nicht zu raten.

Stan. A. in A. — Wir haben keine Rechte nicht veröffentlicht.

F. v. G. in C. — „Die gute Liebe“ von O. Ebener (Bielefeld, Bremen und Böblingen). Ihrem anderen Wunsche ist bereitst durch das „Kleinaristische“ in Nummer 19 entsprochen worden.

Stan. Ros. S. in A. — Ein empfehlenswertes Recept „Duchesse“ erhalten Sie im folgenden: Nachdem man reichlich $\frac{1}{2}$ Liter Wasser mit 275 Gr. Butter, 100 Gr. Zucker und einer Prise Salz in eine Casserole gebraten hat, läßt man das Ganze eben auftauen, röhrt es dann im Teile des Krebses und giebt, unter stetem Rühren mit einem Holzlöffel, 300 Gr. feines, vorher durchgesiebtes Weizenmehl auf einmal hinein. Wenn das Recht mit den übrigen Teilen recht glatt und ohne Klämpelein in einem Teig verbunden ist, verläßt man diesen, über das Feuer gestellt, noch einige Minuten, und zwar so lange, bis er trocken erscheint und die Butter heraus in kleinen Klumpen beginnt. Sedam schüttet man den Teig, der sich nun von der Casserole vorsichtig abschiebt in eine alte Schüssel, läßt ihn ein wenig abkühlen und verläßt ihn daran mit 9 ganzen Eiern, welche man nach und nach, immer erst eines glatt verrührend, dazu thut. Diesen Teig füllt man in eine, an der Spitze mit einer kurzen, hinterdrehen Röhre verklebte Spröde und spricht ihn in 5—6 Cent, lange Städte, die nebeneinander zu liegen kommen, auf ein sauberer Backstein, um dieselben daran mit geschlagtem Eis zu befreien und in einem malig beisein, aber fest geschlossener Ofen gar und zu goldgelber Farbe zu backen. Alsdann legt man die Duchesse auf ein Backblech, läßt sie abkühlen, garniert sie mit Honig-Zucker und glaciert sie hierauf mit Butterzucker. Nach Belieben kann man den Duchesse auch andere Formen, als die oben beschriebenen, geben.

A. R. in Fürsterei H. — Das Geschäft in H. ist uns nicht bekannt, darüberin in Leipzig dagegen als durchaus reell.

E. G. in Berlin. — Tuchkreisen und Reite reicht in Lindenstraße Webermeister Georg Oster in Brandenburg im Niederrhein-Sterkel.

Campomolla. — „Ueber See“ (wo Quartal M. 4,50) ist nicht illustriert. Der Preis für Dr. Grollert's „Lebensgeschichte“ (Berlin, Janke, 2 Bde.) beträgt M. 15,50 für Bedienstete Sagenbuch (Wien, Hartleben, 2 Bde.) M. 4,50. Am bezeichnendsten erhalten Sie solche Auskünfte von dem Buchhändler Ihrer Stadt. — A. v. d. Ebe in Peuerbach für Auguste von der Decken; die Trägerin des anderen Wendonyms wünscht in der Offenheit nicht bekannt zu sein.

Neugkeiten der Literatur.

Geld. Novelle von Karl Frenzel. Berlin, Paetel. M. 4. Eine Geschichte aus dem Berliner Leben, welche zeigt, bis zu welcher Verworfensheit eine von der Natur reich ausgestattete Frau durch die Sucht nach äußerem Glanze gelangen kann. Die Erzählung ist spannend und das Local-Colorit wohl gelungen; doch sind mit diesen Vorträgen einige sehr bedeutsame Situationen mit in den Raum zu nehmen.

Veno Donzini. Roman von Alfred Graf Adelmann. 2 Bde. Stuttgart, Richter & Kappler. M. 7.

Eine interessante Künstlergeschichte. Der hohe Aristokratie angehörig, entstigt der Held dem militärischen Berufe, der ihm eine glänzende Zukunft in Aussicht stellt, und widmet sich der Composition. Schon dieserhalb mit seiner Familie zerfallen, erzürnt er dieselbe vollends durch seine Verlobung mit einem bürgerlichen Mädchen; aber seine ansharrende Treue und der bedeutende Erfolg seiner Werke besiegen alle Hindernisse.

Unter den Tannen des Schwarzwaldes. Novelle von G. Hermstein. Straßburg, Trübner. M. 2.

Ein liebliches Idyll, in dessen Mittelpunkte ein berühmter, in der Waldfrische incognito weilender Geigen-Virtuose steht. Das

heitere, frische Geschöpfchen, dessen Herz er gewinnt, ist eigentlich dem verwöhnten Manne gar nicht zu gönnen.

Im Bann der Kinderträume. Novellen von Villa-maria. Inhalt: Im Bann der Kinderträume. Ora pro nobis! Auch vom Stamm der Nora. Ihr Giebelstübchen. — Berlin, Paetel. M. 4.

Novellen aus dem modernen Leben; zum Theil etwas phantastischer Art, aber poetisch empfunden und gut erzählt.

Klöppelbuch. Eine Anleitung zum Selbstunterricht im Spitz-Klöppeln. Von Sara Rasmussen. Mit 10 Phototypien, 2 lith. Tafeln und zahlreichen Holzschnitten. Copenhagen, Höst u. Sohn. M. 9.

Die Schwinger-Kur* und Entfettungsluren im Allgemeinen sowie Wesen und Ursachen der Fettfucht. Gemeinverständlich dargestellt von Dr. med. Oscar Maas. 2. Auflage. Berlin, Steinrich & Fischer. M. 1,50.

Heilung des Schreibkrampfes und verwandter Muskelaffectionen: Klavier, Telegraphie, Violinkrampf u. s. nach eigener, neuer Methode von Julius Wolff. Mit Abbildungen nebst Anerkennungsschreiben von ersten medicinalischen Autoritäten. Frankfurt a. M., Diesterweg. M. 1.

Künstliche Zahne. Rath und Ausbildung für diejenigen, welche künstlicher Zahne bedürfen sind. Von Dr. E. Lehman. Leipzig, Hoffmann und Oehlstein. 50 Pf.

Blaudereien über die Erhaltung und Beförderung der Gesundheit und über die Verhütung von ansteckenden Krankheiten. Von Sanitätsrat Dr. Petri. Detmold, Meyer. Kart. M. 1. Die neueste Erfindung. Das Antiphon. Ein Apparat zum Überhören von Tönen und Geräuschen. Von M. Plechner. Hauptmann a. D. 2. Auflage. Rathenow, Schulze & Variels. M. 1.

Der Kaffee in seinen Beziehungen zum Leben. Für Haus und Familie und für Gebildete aller Stände geschildert von Dr. Heinrich Bocholtz-Reich. Mit Illustrationen. Leipzig, Thiel. M. 3.

Zu Herzensfreude und Seelenfrieden. Klänge deutscher Dichter aus der neueren und neuesten Zeit. Herausgegeben von Karl Julius Völkner. 3. Auflage, durch Dichtungen aus der neuesten Zeit erweitert und mit vielen Illustrationen versehen. Leipzig, Knorr. Geb. M. 6.

Der städtische Haushalt. Rathgeber für junge Frauen und Jungfrauen. Von Elise Becker. Hannover, Nordde. Verlagsanstalt. Geb. M. 4.

Großmütterchen. Eine Erzählung für Kinder von 8—12 Jahren von Molesworth. Autorisierte Uebersetzung von M. Raabe. Gotha, F. A. Perthes. M. 2.

In Lehnspflicht. Historische Erzählung aus dem 16. Jahrhundert von H. Brand. 2 Bde. Aspel, Wigand. M. 10. Baden-Baden. Ein Sagenstrauß von Max Barad. Stuttgart, Rabbe. M. 2.

Hessenrosen. Erzählungen von Ella Ansel (E. Westhoff).

Inhalt: Die Waile. Das Testament der ersten Frau. Dämonische Macht. Breslau, Schottlaender. M. 5.

Preis-Concurrenz

der Illustrirten Frauen-Zeitung für die besten Zeichnungen.

III.

Seitens unserer Leserinnen und Leser dürfen wir ein besonderes Interesse voraussetzen an unseren Bestrebungen, den Inhalt unseres Blattes immer mehr zu verbessern und zu verschönern, für welchen Zweck wir seine Mühren und Kosten schenken. Die ganze bisherige Existenz der „Illustrirten Frauen-Zeitung“ bildet eine Kette von Vermehrungen des Inhaltes, Vergrößerung des Formats, Verbesserung des Papiers u. s. w., ohne daß wir jemals den Preis um das Geringste erhöht hätten. Während alle Mitarbeiter an dem Blatte, seien es literarische, künstlerische oder technische, mehr oder weniger grohe Honorare und Gewinne aus denselben bezogen, blieb für die Verlagsabhandlung nichts übrig, als aufreibende Arbeit und der Verlust von fast einer halben Million Mark. Aber nachdem einmal begonnen, gab es für dieselbe kein Schwanken, das Werk, so gut es nur immer erreichbar war, fortzusetzen, und während die Verlagsabhandlung jetzt, nach fast zwölf Jahren, durch die steigende Abonnenten-Zahl sich endlich in der Lage sieht, von jenem Verlust jährlich eine, wenn auch nur bescheidene Summe abzutragen, beeilt sie sich auf's Neue, den Dant ihrer Leser zu erringen.

Bon einer regen Beteiligung der deutschen Künstlerschaft wird zum großen Theile das Erslingen unserer gegenwärtigen Anstrengungen abhängen. Ueber den Erfolg der Preis-Concurrenz und die Aufnahme der Mustersammlung werden wir unsere Leser stets auf dem Laufenden halten und bringen heute die Einleitung leichter zu ihrer Kenntniß:

Die illustrierte Presse der drei großen europäischen Länder hat annähernd das gleiche Alter. Die „Illustrated London News“ entstand 1842; ein halbes Jahr später wurde die „Illustration“ in's Leben gerufen, und wiederum ein halbes Jahr darauf erschien die erste Nummer der „Illustrirten Zeitung“. Das New-Yorker „Illustrated Newspaper“ wurde 1855 begründet. Es liegt uns also eine dreijährige und mehr als vierzigjährige Thätigkeit dieser Blätter sammt ihrer Nachfolge vor, zu der auch die Schar der illustrierten Unterhaltungsblätter gehört, und es drängt sich das Bedürfnis auf, einmal den gegenwärtigen Stand zu übersehen.

Die Erscheinungsweise der großen illustrierten Zeitungen der ganzen Welt ist die gleiche: jede Woche eine Nummer vom selben großen Format.

Vergleicht man den illustrativen Inhalt, so will es uns scheinen, als ob der Weg, den unsere deutschen illustrierten Zeitungen eingeschlagen, nicht der glücklichere sei. So manches Gute und selbst Vorzügliches wie auch produziert mögen, — unsere ganze Richtung dürfte den Leistungen des Auslandes unterlegen. Als Haupt-Charakteristikum der letzteren zeigt sich die breite, offene Behandlung des Schnittes, und diese ergab sich gewissermaßen von selbst aus dem Bedürfnis eines rothen Erreichens und einer wirkungsvollen Darstellung. Es mußte rasch gezeichnet, rasch geschnitten, rasch gedruckt werden. Eine Durchführung der Zeichnung in Linien, an die ein mühsamer, zeitraubender Facsimile-Schnitt gebunden

war, ließ sich also in den meisten Fällen nicht beibehalten. Es wurde viel mit der Stompe gearbeitet oder gemalt und dann in Ton-Manier breit geschnitten. Damit wurde zugleich eine fröhliche Wirkung erzielt, und ein leichter Druck ergab sich von selbst.

In Deutschland beobachtet man mehr die Vinien-Manier und den Facsimile-Schnitt bei, zumal aber legte man Wert auf eine detailiertere Ausführung, die indessen stets nur auf Illustrierten der Zeit, meist auch der Wirkung erfolgen kann. Die Ton-Manier, wo man sie übt, fand fast anfangslos nur einen zahmen Ausdruck.

Dazu tritt beim deutschen Holzschnitt noch der große Aufenthalt des Juristen für den Druck in der Maschine ein. Beispielsweise braucht jede Nummer meiner „Rodenwelt“ mit ihren acht Seiten Illustrationen, die freilich recht oft aus Gründen der Darstellung sehr in's Einzelne gehen müssen, für die Uebertragung bei zwei der besten Maschinemeister 35—40 Stunden Zeit, d. h. also vom Einheben in die Presse bis zum Liefern des ersten guten Drucks. Manche deutschen Illustrationen sind so minutös, so stahlhartig gearbeitet, daß der englische Drucker mit denselben überhaupt nicht fertig wird, sodass Etwas nach England unverläßlich sind, wenigstens für die Zeitungsbresse.

Die freie, flotte Behandlung des Holzschnittes, wie die Engländer, Franzosen und Nordamerikaner sie heute für die periodische illustrierte Literatur anwenden, entspricht aber nicht allein den angeführten praktischen Bedürfnissen, sie ist auch in hohem Grade geeignet, den großen Wert des bildlichen Originale voll zum Ausdruck zu bringen.

Damit ist für die Erfüllung eines wichtigen Grundprincipes von vornherein eine gute Basis gewonnen, auch die freie Ausführung vermag nicht zu entschädigen für den Mangel an künstlerischer Wirkung; sie ist vielmehr oft ein Hinderniss, lehrt zur Geltung zu bringen.

Allerdings macht die Behandlungsweise der Engländer u. s. w. an die flüchtige Thätigkeit des Holzschniders, an seine Uebertragung des Originals, jämlich hohe Ansprüche, aber nicht minder ist auch die Zeichen- oder vielmehr Malweise unserer Nachbarn und der Amerikaner zu Zwecken des Holzschnittes eine solche, welche das zu Grechende direkt in's Auge fügt. Und ob nun die Vorlage für den Holzschnider gezeichnet, gewischt oder getuscht sei, das können des Malers wird stets auch im Holzschnitte die Oberhand behalten, und die Ausführungswise des letzteren, welche das Bildnis des Künstlers in die Presse bringt, ist die Uebertragung des Originals nach Photographien reproduziert. Alles in Allem genommen, scheinen mir also gerade die deutschen illustrierten Zeitungen darauf angewiesen zu sein, in einer selbständigeren Holzschnide-Technik einen gewissen Erfolg zu suchen für den nicht zu läugnenden Mangel an eigentlichen Zeichnungen. Also im Allgemeinen Materialien, nicht Zeichnungen für den Holzschnider, so lange es sich um das Material für illustrierte Zeitungen handelt! Die strenge Zeichnung und der Facsimile-Schnitt, deren hoher, nie zu bestreitender Wert für immer seine Geltung behalten wird, mag den Monatschriften und dem Buche vorbehalten bleiben. Wirkliche Zeichnung und Vinien-Schnitt sind ferner für kleinere Darstellungen kaum zu entbehren. Rusterhaftes liefern auf diesem Gebiete bekanntlich die „Fliegenden Blätter“, deren Illustrationen bei kleinen Höhstaben zugleich schaccharakteristisch sind. Der Münchener Verlagsabhandlung ist es gelungen, einen Stab von Zeichnern um sich zu scharen, die ihrer Aufgabe in hohem Grade gewachsen sind, und welche die „Fliegenden Blätter“ zu einer Geschäftigkeit auch auf künstlerischem Gebiete gemacht haben. Von den großen illustrierten Zeitungen Deutschlands ist die Webersche auch in der Illustration immer die hervorragendste geblieben. Daß ihr ernstes Streben nicht stets vom besten Erfolge begleitet war, liegt zum nicht geringen Theile wohl daran, daß weder in Berlin, noch in Leipzig die rechten Künstlerhande in genügendem Maße für sie zu finden waren.

Ich gebe nun das Wort einem Maler, der sich über unser Thema ausspricht, wie folgt:

„Rehmen wir ein deutsches Blatt zur Hand, so finden wir unter gar so vielen Bildern den Vermerk: Nach einem Gemälde von X. in Holz geschnitten; — eigene Uebertragungen des Künstlers, Zeichnungen, welche für die Befreiungsfestigung durch den Schnitt entstanden sind und das ganze Gespräge, wie möchten sagen, die Handschrift des Malers tragen, suchen wir in deutschen Blättern meist umsonst, und die wenigen Ausnahmen stehen oft genug auf einem künstlerisch sehr niedrigen Niveau. Will man diese Erscheinung erklären, so ist man schnell mit dem Geschmack des Publicums“ zur Hand, der an Allem schuld ist, der dem wirklichen Künstler, welcher diesem Geschmack seine Rechnung trägt, das Zeichnen für Blätter verleiht. Nach unserem Erlassen trägt das Publicum nur zum kleinen Theile die Schuld; die Kaufhäuser sind die Buchhändler und die Künstler selbst: die Buchhändler, weil sie mit Vorliebe die nachgerade mehr als langweilig werdenden Holzschnitte nach gewissen läufigen Bildern bringen: „Mutterglück“, „Vaterfreuden“, — nur Alles recht hübsch für's deutsche Gemüth! — und die damit nach Jahrzehnten langer Dressur es fertig gebracht haben, den Geschmack des großen Publicums zu Grunde zu richten. Sie meinen auch noch etwas Besonderes zu thun, wenn sie durch den Holzschnitt unsere nationale Kunst populär machen.“ Sie haben im deutschen Volle eine Liebhaberei für alles Süße, Glatte, Charakterlose groß gezeigt, welche auszutreiben ein hartes Stück Arbeit sein wird. Man höre nur einen Durchschnittsdeutschen über ein englisches Blatt urtheilen, da ist ihm Alles zu coh, zu ruppig, zu wenig ausgedrückt; das wäre doch in deutschen Blättern viel hübscher; erst fürs nächste habe er wieder in diesem oder jenem Blatte einen blonden Mädchentyp gesehen, das wäre doch etwas Anderes, und dann brächte jetzt auch das deutsche Familien-Journal die ne

Sehen wir hinüber zu unseren französischen Nachbarn. Dort finden wir die guten Zeitungen und Zeitschriften voll von Handzeichnungen der großen nationalen Maler, und einzelne Zeitungen ("Die moderne", in neuerer Zeit "Paris illustré" u. s. w.) enthalten nichts Anderes, als Künstlerzeichnungen, Blätter aus Skizzenbüchern"). Für "Die moderne" zeichneten fast alle großen französischen Maler, und Meissonier, Neuville, Détaille, Bonnat, Laurens, und wie sie alle heißen, sind nicht zu stolz gewesen, ihre Skizzen und Croquis für illustrierte Blätter herzugeben. Es sollte sich einmal ein deutscher Buchhändler an unsere "Großen" mit der Bitte wenden, ihm eine Anzahl Skizzen und Zeichnungen zur Veröffentlichung zu überlassen! Abgesehen davon, daß er das nicht tut, von wie Wenigen würde er auch etwas bekommen. Mein Gott, ich zeichne ja nicht; ich kann gar nicht mit dem Bleistift umgehen, hört man fast allgemein.

In Frankreich ist die künstlerische Entwicklung eine ganz andere; dort legt man von vornherein mehr Wert auf das Zeichnen; der Franzose drückt sich technisch besser aus; er hat mehr Freude am Skizzieren, — daher die vielen Croquis, welche dort veröffentlicht werden.

Das Haupt der französischen Illustration ist Daniel Vierge, ein geborener Spanier, der Ende der siebziger Jahre in den französischen Journals eine Fülle von Illustrationen veröffentlichte, welche, obgleich sie und da etwas manieriert, doch eine hervorragende Begabung für die schnelle Interpretation von Tagesereignissen besaßen. Er hat eine ganze Schule von Zeichnern herangeführt, und den meisten französischen Berufs-Illustratoren kann man seinen Einfluß nachweisen, speziell den Zeichnern des "Monde illustré". Paul Jeanniot, von dem man, wie von Vierge selbst, seit einiger Zeit nichts mehr sieht, glänzte mehrere Jahre in "Die moderne" mit Bildern aus dem Pariser Leben, von denen viele auf der Höhe der heutigen Kunst stehen. Ganz besonders charakteristisch und kräftig ist Paul Renouard, ein Künstler, der in seiner Art mehr an unsern Menzel, als an seine Landsleute erinnert.

Vierge war der moderne Doré; an Fruchtbarkeit diesem gleich, übertraf er ihn bei Weitem an solider, realistischer Durchführung. Viele Zeichnungen dieses Illustrators sind Meisterwerke und stehen ganz auf der Höhe der heutigen Kunst. Leider gab er sich bald aus und wurde manieriert, heute sieht man nichts mehr von ihm; er ist gelähmt und kann nicht mehr arbeiten.

Blicken wir nach England, dem Torso der Illustration. Die Pflege des Aquarells entwidete dort eine große technische Fertigkeit in der Behandlung der getuschten und der Schwarz- und Weiß-Zeichnungen. Das Interesse, welches das Publicum dort an der Illustration nimmt, erklärt das Entstehen von Black-and-White-Ausstellungen. Wer würde sich bei uns eine Schwarz- und Weiß-Ausstellung anschauen?

Welchen Genuß gewährt eine gute Nummer des "Graphic", der "London News"? Die Tageblatt-Illustrationen eines Woodville, dieses vornehmsten Vertreters der englischen Illustration, befinden eine Kraft und Lebendigkeit, eine künstlerische Vollendung, welche vielen Oelbildern zu wünschen wäre und jene direkt neben die allerersten Kunstsleistungen auf anderen Gebieten stellt. Und England hat noch viele, Woodville fast ebenbürtige Zeichner, deren ganze Kunst der Illustration gewidmet ist. Wir erinnern nur an die Roman-Illustrationen, die nach unseren Begriffen vielleicht oft

*) Freilich nicht in Holzschnitt, sondern in Zink-Arbeitung, die des Ranges und Wertes einer künstlerischen Wiedergabe entspricht, da sie nur eine mechanische Reproduktion darstellt.

etwas englisch-langweilig, aber jedenfalls ungemein echt und künstlerisch sind). — an die Sports- und Schiffs-Zeichnungen. In den leichteren ist Doerend Meister, der auch die Ereignisse im Suden in vollendetster Weise zeichnete.

Die Höhe, auf der in England das Zeitungswesen überhaupt steht, hat wohl viel zur Entwicklung der Illustration beigetragen, vielleicht auch der Wandertreib des Engländer, die großen Reisen englischer Spezial-Artisten, die kolonialen Unternehmungen u. s. w. Vielleicht bringen uns Deutschen Stammarum und die anderen überseitigen Erwerbungen eine neue Ära der Illustration.

Der englischen auf's Haar ähnelt die amerikanische Illustration. In Deutschland hört man oft verächtlich über die junge amerikanische Kunst aburtheilen; Diejenigen, die das thun, kennen die amerikanischen Monthly's nicht. Das Centurio und vor allen Dingens Harper's Monthly, welche an künstlerischer Vornehmheit ihres Gleichen in Europa nicht haben, sind wahre Muster illustrierter Blätter. Da finden wir die stimmungsvollen Zeichnungen Abbott's, wahre Cabinet-Stücke vollendet Durchführung. Dieser Künstler hat auch einen Band "Selections from the poetry of Robert Herrick" mit Illustrationen geschmückt, welche in Deutschland lange nicht genug gelaufen und gewürdig sind"). Dann der kräftigere Pole, der hauptsächlich seine Stoffe in der amerikanischen Geschichte sucht, Reinhart u. s. w. Es mag auch nicht vergessen werden, daß neuwerdungs die Amerikaner Holzschnitt das Vorzüglichste leisten.

Alles in Allem, wir können von den Anderen viel lernen."

Weiter schrieb mir schon vor einiger Zeit ein anderer Künstler: ... Ich war so frei, der genannten Redaktion auch zu verstehen zu geben, daß ich bei aller Anerkennung ihrer Leistungen doch der Ansicht sei, daß das neue Blatt zu viel Reproduktionen von Oelbildern bringe. Das mag allerdings sehr bequem sein, und man erhält nach guten Oelbildern Holzschnitte von großer Tiefe und Kraft, der Eindruck der Frische und Unmittelbarkeit aber, den eine Zeitung durchaus haben muss, wenn sie ihren Zweck erfüllen will, geht durch eine Übersättigung mit derartigen Bildern total verloren. Und wo bleibt außerdem jene innige Wechselwirkung zwischen Text und Illustration, die doch gegenwärtig sich durchdringen und ergänzen sollen? Ist sie etwa in den seitigen, post festum gemachten Beschreibungen jener Bilder zu finden, so große Mühe und Pladerei die Redaktionen auch manchmal haben mögen, etwas Passendes, Neues zu dem Mädchen am Brunnen oder zu Großmutter und Entel ausfindig zu machen? Frisch sollen die Aufsätze sein, flott die Skizzen und Beides wie aus einem Guß!"

Auf welchem Wege sollen wir nun das erreichen, was anzustreben ist? Mit Dem, was oben über die gezeichneten, bzw. gemalten Vorlagen gesagt wurde, kann es natürlich allein nicht gehen; es handelt sich zu zweien der periodischen Illustration außerdem um eine Reubildung unseres Holzschnittes. Der Zeichner und Maler ist persönlich wohl in den seltensten Fällen in der Lage auf den Xylographen bildend einzutreten. Von den Holzschnide-Schulen an unseren Akademien und den Professoren

*) Ich erlaube mir, den freundlichen Schreiber ebiger Seiten auf die gegenwärtig in der "Deutschen Illustrirten Zeitung" erscheinenden Roman-Illustrationen von Hermann Schützen aufmerksam zu machen. H. S.

**) Ich wage, hier einzutreten, daß die amerikanischen Monatsblätter mit ihrem kleinen Format die Originale der der photographischen Uebertragung auf das Holz direkt verkleinern, das nicht selten negativ Augenverlust erzieht. Abbott's Herold leidet gleichfalls unter dieser Deminutis-Wunde, die auch in Deutschland Eingang gefunden, aber nicht, soviel man bewerten kann, in England und Frankreich.

der Holzschnidekunst wird schwerlich etwas zu erwarten sein. Ueberhaupt wird der Staat nichts thun, ebenso wenig wie in anderen Ländern, wenn auch der Holzschnitt, das populärste aller Ausdrucksmittel der bildenden Künste, für Millionen die einzige künstlerische Nahrung ist. Wir zählen in Deutschland, Österreich und der Schweiz über fünfzig Millionen Deutsche. Schlecht gerechnet, seien zwei Drittel dieser Menge außer unseren illustrierten Zeitungen und Familienblättern, die allwohentlich in Hunderttausenden von Nummern über das ganze Land Verbreitung finden, nichts, was mit den zeichnenden Künsten zu thun hätte. Für diese ungeheure Masse bildungsfähiger Elemente giebt es sonst nur schlechte Lithographien und kaum zu ertragende Oelbordendrucke, mehr oder weniger caricirende Porträts landesfürstlicher oder anderer berühmter Persönlichkeiten, — dies ist mit Ausnahmen auch eine der schwachen Seiten unserer illustrierten Presse.

handwerksmäßige Heiligenbilder, verschrobene Kriegsgemälde und dann die Produkte des heimischen Photographen, unter denen die Gruppenbilder von Gesangsvereinen, Turnerversammlungen und dergleichen den höchsten Rang einnehmen. Der Staat hat für die hohe und für die gewerbliche Kunst so viel zu leisten, daß für den armen Holzschnitt, für die künstlerische Bildung der eigentlichen Bevölkerung, mit Ausnahme des Publicums der großen Städte, nichts übrig bleibt, verschlingt doch allein die kleineren Sammlungen ganze Kapitale lediglich für einzelne Blätter, die, wenn's hochkommt, nachher von ein paar Hunderten geschenkt werden.

Unterstützt von einigen Freunden und Gönnern aus der deutschen Künstlerschaft, habe ich es daher unternommen, eine Mustersammlung von Holzschnitten der oben besprochenen Art herauszugeben, deren Auswahl Herr Franz Starbina freundlich übernommen hat. Daran hilfse ich eine Preis-Concurrenz für geeignete Zeichnungen. Die Ausführung derselben im Sinne der Mustersammlung wird deutschen Holzschniedern übertragen werden, die sich im Lebigen bewährt haben.

Die Sammlung bringt fast ausnahmslos Holzschnitte aus Zeitungen der drei letzten Jahre. Porträts wurden in dieselbe nur der Behandlung des Schnittes wegen aufgenommen; von der Preis-Concurrenz sind solche ausgeschlossen. Daß das lästige Gente auf keinen Beifall zu rechnen haben wird, braucht nach den obigen Ausführungen kaum noch gefragt zu werden.

Denen, die mir bei meiner Arbeit helfen, welche dieselbe stützen und tragen, ganz besonders den Herren Preisträtern, sage ich auch hier meinen verbindlichsten Dank.

Franz Lipperheide.

Zu dieser Nummer gehört ein Modenbild, für die Abonnenten der großen Ausgabe zwei Modenbilder und ein Kinderbild.

Von der "Illustrirten Frauen-Zeitung" erscheinen jährlich 24 Unterhaltsungs-Nummern zu je 2 bis 2½ Doppelbogen, 24 Moden-Nummern, 12 Schnittmuster-Büllagen und 12 farbige Modenbilder; vierjährlicher Abonnements-Preis 2 M. 50 Pf. (1 Guld. 50 Kr. mit Postzuführung 1 Guld. 80 Kr.)

Die Heft-Ausgabe bringt ferner jährlich 12 Kunstdräger "Bildermappe"; das Heft (jährlich) kostet 50 Pf. (30 Kr.)

Die Ausgabe mit allen Kupfern (jährlich 36 farbige Modenbilder, 12 Kostümblätter und 12 farbige Kinderbilder) kostet vierjährlich 4 M. 25 Pf. (2 Guld. 55 Kr. mit Postzuführung 2 Guld. 85 Kr.) — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme für die Heft-Ausgabe auch alle Postanstalten.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen ist zu bezahlen:

Jugendbrunnen.

Alte Reime
mit neuen Bildern
von

Fedor Flinzer.

In elegantem Einband mit farbigem Umschlag.

Preis: 4 Mark.



Inhalt.

1. Höre, mein Kindchen, was ich dir will singen.
2. Clio popeio, was rasthet im Stroh?
3. Fünf Engel haben grüngemach.
4. Drei Engel han's Bett gemacht.
5. Abe, das Kindchen ließ in's Schnee.
6. Tanz, Kindchen, tanz.
7. Vögel, die nicht singen.
8. Der ist ins Wasser gefallen.
9. Rosmarin und Thymian wächst in unserem Garten.
10. Schnecke, Schnecke, schnecke.
11. Ihr Diener was machen denn Ihre Hühner?
12. Hinter meinem Gartenzaun.
13. Maßdrei klieg.
14. Pfiefel willst du nicht gerathen.
15. Pudel, Pudel, keih mich nicht.
16. Puddörnen, Puddörnen, wat deit up unten Hoff.
17. Ein Baby und ein Hahn.
18. Es ging eine Zieg' om Weg hinaus.
19. Gräß dich Gott, mein lieb Regel.
20. Sieht die Wite im Walde.
21. Guck, du hast die Gans gehohlt.
22. Hora, hora! mein Kühl hat alle nei.
23. Zwischen Berg und tielem, tielem Thal.
24. Herr Demerec.

Dieses neue Bilderbuch enthält auf 24 Blättern fein colorierte Illustrationen zu ebenso viel Kinderreimen, nebst einem colorierten Titel. Flinzer's getreue Wiedergabe der Natur, sein prächtiger, niemals zur Caricatur hinabsteigender Humor gelangen darin zum vollendeten Ausdruck. Die charakteristische Art, in welcher sich überdies die Bildchen in ihrem frischen Colorit dem Text anschließen, macht den "Jugendbrunnen" zu einem Vorn der Unterhaltung für die Kleinen, aus dem sie an der erläuternden Hand der Mutter oder älteren Schwester eine Fülle von Unterhaltung schöpfen werden.

Die Ausstattung des Werkchens auf festem, starkem Papier ist eine durchaus gediegene.

Sammel und Seidenstoffe
jeder Art, grosse Auswahl von schwarzen, weissen und farbigen Seidenstoffen zu Brautkleidern empfiehlt zu billigsten Preisen.
M. M. Catz, Crefeld.

Anzeigen,

falls solche nicht als für die "Illustrirte Frauen-Zeitung" ungeeignet und angezeigt werden sollten, finden zu dem Preis von 1 Mark für die einsätzige Monatss-Zeile über deren Raum Ausnahme, soweit der dafür bestimmte Platz reicht. Annahme der Anzeigen in allen Anzeigen-

Bureau, sowie in den Expeditionen der illustrierten Frauen-Zeitung zu Berlin W. Potsdamer Straße 33, und zu Wien I. Opernstraße 3.

Abonnement erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugestellt, so lange der Jahres-Auftrag dauer.

Musterbücher für weibliche Handarbeit.

Rene Folge.

Heranziegen von Frieda Lipperheide.

Erlener Band.

Die Web-Work mit Hand-Apparat.

Von Frieda Lipperheide und Anna Dorn.

Erschienen ist soeben Lieferung 4 mit 26 Illustrationen. Dieselbe enthält die Abbildungen: "Mutter-Vorlagen, Gehäute Abzüsse, Versicherungen, Zusammenfügen durch Häkelarbeit".

Preis M. 1,20 oder 72 Kreuzer.

Das Werk erscheint in etwa 6 vier- bis fünfwöchentlichen Lieferungen von je 16 reich illustrierten Seiten. Lieferung 1, welche einen anständlichen Prospekt enthält, kann als Probe zum Preis von M. 1,20 oder 78 Kreuzer frei unter Kreisband beigekauft werden. Bestellungen werden angenommen von allen Buchhandlungen.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der Photographischen Gesellschaft, Berlin enthält moderne u. klassische Bilder, Prakt.- und Galeriebilder, Photogramm etc., mit 5 Photogravuren nach Anderen, Krone, Rafael, Moretto etc. erstanden und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einwendung von 50 Pf. in Postmarken zu beziehen.

100 versch. Briefmarken: Regalb., 1 M.

Brasil., Bremgala., Türkei etc. nur 50 Pf. Preis a. D. Preissche gratis.

Filet-Guipture-Album.

Eine Sammlung stilvoller praktisch ausgeführter Original-Muster. Nebst Illustrirter Anleitung von

Erna von Manteuffel.

Preis in eleg. Mappe M. 15. Verlag und Eigentum von

Gustav Elkan in Harburg a. d. E.

Die Mehrung der Musterbücher für weibliche Handarbeiten ist eine der erfreulichsten Erscheinungen unserer Zeit. Wie im 16. Jahrh., der grossen Zeit des feinen Geschmackes, gerade die Frauen sich auch mit ihren Arbeiten in den Vordergrund stellen, so haben wir eine ähnliche Thatssache auch in unserer Zeit zu verzeichnen und dass man dabei vor Allem auf praktische Muster Werth legt, beweist, dass diese Bewegung selbst eine feste Grundlage gewonnen hat. Zu den besonders wertvollen Arbeiten auf diesem Gebiete gehört das vorliegende Buch, das allen, welche auf weibliche Handarbeiten etwas halten, im höchsten Grade erwünscht sein muss und dies um so mehr, weil die praktischen Anleitungen und Flagerzeuge hier mit klarem Verständniß und feingebildetem Geschmacke verbunden sind. Red. Kunst u. Gewerbe-Nürnberg 1885, Nr. 4.

Musik
6 mal preisgekrönt mit ersten Preisen.
Sithern

Hießt in amerikan. vollendet Arbeit, Güte und mit großer Tonfülle gut besaitet, Ideen von M. 16.— an, feinere Qualitäten M. 22, 28, 36—150 M. Grüters' 6te Ed. zum Schluß zum Gelehrtenricht. Tbl. I. M. 5.—, II. M. 7.—, Violinen sowie alle übrigen Streich-Instrumente zu den billigsten Preisen. Preis-Gourants gratis und franco. Die Salinen-Instrumente Fabrik von Gebrüder Wolff in Kreuznach.

36 ausgewählte Transcriptionen über beliebte Opern-Arien u. Lieder etc. für Piano zu zwei Händen etc. von Krug, Bißfeld, Löffler, Patho etc. in einem 110 Seiten starken Bande zusammen nur 2 Mk. 90 Pf.
Herrmann Lau,
Musikalienhandlung, Danzig.
Kataloge sehr billiger Musikalien auf Verlangen gratis und franco.

Briefmarken kaufen, tauschen und verkaufen G. Zeehmeyer, Nürnberg.